This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

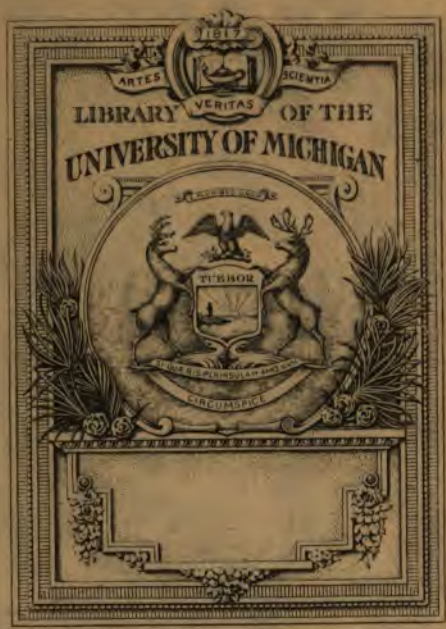
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

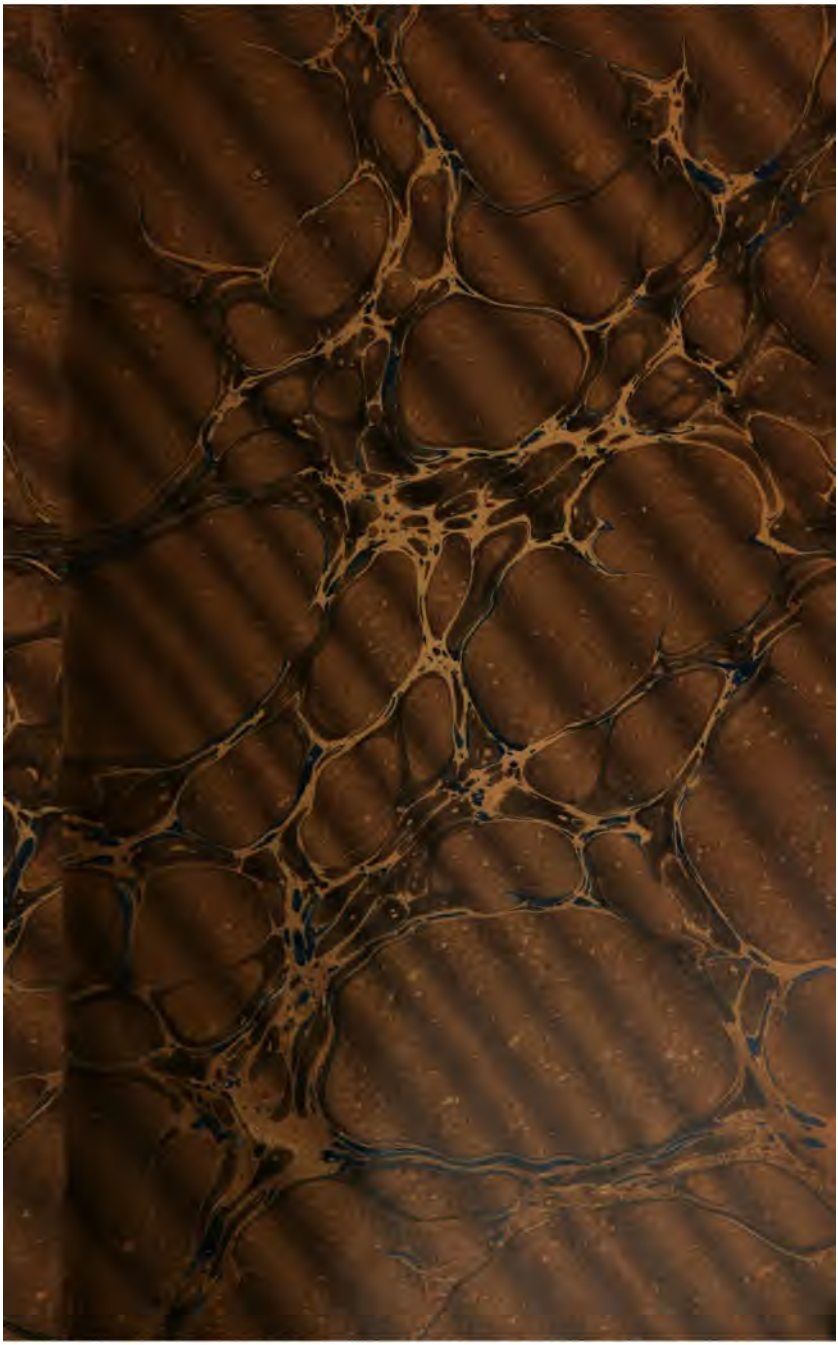
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



DH
186
.S33
1866

Ferner sind in billigen Oktav-Ausgaben erschienen:

Freiligrath, Gedichte. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Geibel, Gedichte, 1., 2., 3. Periode à Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Goethe, Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. 2 Theile. Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

——— Clavigo. 8 Ngr. oder 24 kr.

——— Egmont. 12 Ngr. oder 36 kr.

——— Egmont für die Bühne bearbeitet von Schiller. 20 Ngr. oder fl. 1. —

——— Faust. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

——— Gedichte. Rthlr. 1. 12 Ngr. oder fl. 2. 12 kr.

——— Gedichte. Auswahl für Schule und Haus von Dr. J. W. Schaefer. 27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

——— Götz von Berlichingen. 12 Ngr. oder 42 kr.

——— Hermann und Dorothea. 12 Ngr. oder 36 kr.

——— Hermann und Dorothea mit Einleitung und fortlaufender Erklärung von Dr. Timm. 22 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

——— Iphigenie auf Tauris. $7^1/_2$ Ngr. oder 24 kr.

——— Wilhelm Meisters Lehrjahre. 2 Theile. Rthlr. 2. 15 Ngr. oder fl. 4. —

——— ——— Wanderjahre. Rthlr. 1. 18 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

——— Prosa. Auswahl für Schule und Haus von Dr. J. W. Schaefer. 2 Bde. Rthlr. 1. 24 Ngr. oder fl. 3. —

——— Reincke Fuchs. 15 Ngr. oder 48 kr.

——— Torquato Tasso. 12 Ngr. oder 36 kr.

——— Wahlverwandtschaften. Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Herder, Der Cid. $22^1/_2$ Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Kinkel, Gedichte. Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2. —

Lenau, Gedichte. Rthlr. 1. 18 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Schenkendorf, Gedichte. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Schiller,	**Braut von Meſſina.**	10 Ngr. oder 30 kr.
———	**Don Carlos.**	20 Ngr. oder fl. 1. —
———	**Fiesko.**	12 Ngr. oder 36 kr.
———	**Gedichte.**	24 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.
———	**Gedichte.** Taſchen-Ausgabe.	12 Ngr. oder 36 kr.
———	**Gedichte.** Auswahl für die Jugend.	6 Ngr. oder 20 kr.
———	**Der Geiſterſeher.**	15 Ngr. oder 48 kr.
———	**Geſchichte des dreißigjähr. Kriegs.**	20 Ngr. oder fl. 1. —
———	**Jungfrau von Orleans.**	12 Ngr. oder 36 kr.
———	**Kabale und Liebe.**	12 Ngr. oder 36 kr.
———	**Macbeth.**	7½ Ngr. oder 24 kr.
———	**Maria Stuart.**	12 Ngr. oder 36 kr.
———	**Neffe als Onkel.**	7½ Ngr. oder 24 kr.
———	**Paraſit.**	7½ Ngr. oder 24 kr.
———	**Phädra.**	15 Ngr. oder 48 kr.
———	**Proſa.** Auswahl für die Jugend.	27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.
———	**Räuber.**	12 Ngr. oder 36 kr.
———	**Turandot.**	10 Ngr. oder 30 kr.
———	**Wallenſtein.**	22½ Ngr. oder fl. 1. 12 kr.
———	**Wallenſtein** für Schule und Haus herausgegeben von K. G. Helbig.	Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.
———	**Wilhelm Tell.**	10 Ngr. oder 30 kr.
Uhland,	**Gedichte.**	Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Stuttgart.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Geſchichte des Abfalls

der

vereinigten Niederlande

von

der ſpaniſchen Regierung.

Von

Schiller,

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1866.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

gen. hist
2-18-1932

Inhalt.

Seite

Vorrede der ersten Ausgabe 3
Einleitung 7

Erstes Buch.

Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert . . 23
Die Niederlande unter Karl dem Fünften 43
Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande 58
Das Inquisitionsgericht 66
Andere Eingriffe in die Constitution der Niederlande 74
Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont 78
Margarethe von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande 89

Zweites Buch.

Cardinal Granvella 103
Der Staatsrath 142
Graf Egmont in Spanien 158
Geschärfte Religionsedikte. Allgemeine Widersetzung der Nation . . 165

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels 179
Die Gensen 199
Oeffentliche Predigten 216

Viertes Buch.

Der Bilderſturm 237
Bürgerlicher Krieg 270
Abdankung Wilhelms von Oranien 293

Seite

Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes 305
Albas Rüſtung und Zug nach den Niederlanden 318
Albas erſte Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma 337

Beilagen.

I. Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn . 353
II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 363

Geſchichte

des

Abfalls der vereinigten Niederlande

von

der ſpaniſchen Regierung.

Vorrede der ersten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. in Watsons vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolierte Facta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich

mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgeführten Geschichte, was anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

Gegenwärtiger erster Theil, der sich mit dem Abzug der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt, ist nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruch kam. Ich glaubte, dieser vorbereitenden Epoche um so mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müssen, je mehr ich diese Eigenschaften bei den mehrsten Scribenten vermißte, welche diese Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher diesen ersten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder geringe scheinenden, zu verschwenderisch in Wiederholungen, und überhaupt zu langsam im Fortschritt der Handlung, so erinnere man sich, daß eben aus diesen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig hervorging, daß alle nachherigen großen Resultate aus der Summe unzählig vieler kleinen sich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die ersten Schritte immer langsam, zurückgezogen und ungewiß, aber die folgenden alsdann desto rascher; denselben Gang habe ich mir auch bei Darstellung dieser Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leser bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er sich mit den handelnden Personen familiarisiert, und in dem Schauplatz, auf welchen sie wirken, eingewohnt hat, mit desto raschern und sicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes diesen langsamen Gang und diese Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Armuth an Quellen läßt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluß — weil man sie alle gelesen haben müßte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen vieler in manchen Stücken leidet.

Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweise versteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Bei diesem ersten Bande sind, außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths Hopperus, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes Viglius, die Proceßakten der Grafen von Hoorn und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien, und wenige Andere meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene, und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen bessern Namen verdient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei gethan, weil sie, außer vielen Aktenstücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von Bor, Hooft, Brandt, le Clerc, und andere, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dies die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist. Ein übrigens mittelmäßiger Scribent, Richard Dinoth, ist mir durch Auszüge aus einigen Broschüren jener Zeit, die sich selbst längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Cardinals Granvella, der unstreitig vieles Licht, auch über diese Epoche, würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Professors Spittler in Göttingen, über die spanische Inquisition, kam mir zu spät zu Gesicht, als daß ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalt noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten

Quellen und gleichzeitigen Documenten zu ſtudieren, ſie unabhängig von der Form, in welcher ſie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erſchaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geiſtvolle Schriftſteller mehr oder weniger gegen ſeine Leſer ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren das Werk eines Menſchenalters werden müſſen. Meine Abſicht bei dieſem Verſuche iſt mehr als erreicht, wenn er einen Theil des leſenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſein, und wenn er einem andern das Geſtändniß abgewinnt, daß die Geſchichte von einer verwandten Kunſt etwas borgen kann, ohne deßwegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismeſſe 1788.

Einleitung.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie vielmehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuchs nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt sie zu beschreiben. Die Jahrbücher

der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerm Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragenden kolossalischen Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schooß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger, als alle seine Nachbarn, jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigste Souverän seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht

gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, Einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, Ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs, alle diese furchtbaren Hilfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresfluth abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freie Armuth sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges, gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleißes, wachsam auf Gesetze, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlstands verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven verschließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gerne den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks einzureißen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich einen veralteten Vertrag aufzuweisen, und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabants forderten

einen ſtaatsklugen Mittler; Philipp der Zweite ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beiſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zweifachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegeriſch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder; die Schiffe verſchwinden aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte, und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſein, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen großen politiſchen Augenblick haſchte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht ſich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich großmüthig ſeines fürſtlichen Daſeins, ſteigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und iſt nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führt er ſeine muthloſen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth. Philipp der Zweite ſendet ſo viele Verſtärkungen, als ſeines Mittlers grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden

Seehelden aus Corsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Moräſten empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserfluth und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann; Faktionen zerreißen ihren Bund; selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souveränetät wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüthe verschmähte — einem Fremdling endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren schon stürmet, tastet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewußtseins kostet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog.

Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte, und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Auge nicht erfreute, — der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus seinen Ruinen erschuf, — der die Blüthe der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes jährlich verschwenden durfte, der noch weit mehr durch tyrannische Künste erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Ducaten auf sein entvölkertes Land. Ein unversöhnlicher Haß der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüstungen seines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu grenzen; aber Vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hilfe, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Cabinet Europens Verräther zu besolden, die Unterstützungen der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau vom Escurial erschöpften endlich seine so unermeßlich scheinenden Schätze, und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte,

und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armee zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder; diese Wenigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhand nehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden

Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurück empfangen, was muß es damals gewesen sein, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blut erst erstritten wurde. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Dasein kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, diese vervielfältigte die Zeit. In eben dem

Maße, wie sich die Hilfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Kriegs erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aussaat, die spät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schicksal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verschwendete, sie selbst noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten, und den Preis aller Waaren bestimmten. Sogar während dieses Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit seinen eigenen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieses nicht einmal wünschen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Vertheidigung; denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handelsplätzen in Verbindung stand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte mittelbar für sie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen, und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Krieges that dem Könige von Spanien eben so viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberresten jener siegreichen Truppen zusammengeflossen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Lorbeern gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimath zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden.

Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten, und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch den Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menschen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Muth, noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, dessen eigenthümliche Beschaffenheit oft auch dem feigsten der Eingebornen über sie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zuletzt von dem stärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkrieges hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüssig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Krieges von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma theilte sich dem Kabinet zu Madrid mit, und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen

durchwandern. Herzog Alba's unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requesens, Don Johanns von Oesterreich Hinterlist und Tücke, und der lebhafte cäsarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Kriege eben so viel entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden sein mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Uebergewicht augenscheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthalterschaft einem Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamen Aufseher als Wilhelm der Verschwiegene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleiß rückte er langsam sein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien Philipp der Zweite nicht selbst in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausweg natürlicher, als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät mußte jede Privatgröße versinken, jedes andere Ansehen erlöschen. Anstatt daß die Wahrheit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigner durchdringender Blick

Wahrheit von Irrthum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern, und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souveräns gegen die willkürlichen Anmaßungen seines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf Einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemüthern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt weniger schmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten,

eben so, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten sein sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbars ihre eigene zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser Maximilian der Zweite, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beschuldigung, die Partei der Rebellen insgeheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittlung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern mußte, desto standhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiser, der dem spanischen Hof aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte Wilhelm von Oranien schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Deutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen vom Geblüt an die Spitze der niederländischen Rebellen; die Operationen der Letztern wurden größtentheils mit französischem Gelde und Truppen vollführt. Elisabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr sparsamer Beistand höchstens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieses in einem Zeitpunkt schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit diesen beiden Mächten stand Philipp damals noch im Bündniß des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten. Philipp selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange verwiesen, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelöst, und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinets gemacht.

Ohne seiner Ueberlegenheit jemals ganz froh zu werden, mußte er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bei andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so verschwindet das Uebernatürliche dieser Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßstab gefunden, das eigene Verdienst dieser Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sei, oder daß sie beim Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher landeten. So reif, so kühn und so herrlich als es zuletzt da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig, als vor Luthers Geiste die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzug jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung, als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majestät eines Freistaats, der mit Königen als seines Gleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tyrannen verschenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenschaften, welche

ſich bei dieſer Begebenheit geſchäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem ſie unbewußt dienten, — wenn die Kräfte, die ſie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung ſie wunderbar erwuchs, nur an ſich edle Kräfte, ſchöne und große Handlungen waren, ſo iſt die Begebenheit groß, intereſſant und fruchtbar für uns, und es ſteht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erſtaunen, oder einem höhern Verſtand unſere Bewunderung zuzutragen.

Die Geſchichte der Welt iſt ſich ſelbſt gleich, wie die Geſetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menſchen. Dieſelben Bedingungen bringen dieſelben Erſcheinungen zurück. Auf eben dieſem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem ſpaniſchen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römiſchen gerungen. Eben ſo, wie jene, einem hochmüthigen Beherrſcher unwillig unterthan, eben ſo von habſüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen ſie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab, und verſuchen das Glück in eben ſo ungleichem Kampfe. Derſelbe Erobererſtolz, derſelbe Schwung der Nation in dem Spanier des ſechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des erſten, dieſelbe Tapferkeit und Mannszucht in beider Heeren, daſſelbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort, wie hier, ſehen wir Liſt gegen Uebermacht ſtreiten, und Standhaftigkeit, unterſtützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die ſich durch Theilung entkräftet hat. Dort, wie hier, waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Menſch, für ſeine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren ſtummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Geſtehet, Batavier!“ redet Claudius Civilis ſeine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von dieſen Römern noch wie ſonſt, als Bundsgenoſſen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienſtbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind wir ausgeliefert, die, wenn unſer Raub, unſer Blut ſie geſättigt hat, von andern

abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen theuren Gefolge, und noch unerträglicherm Stolz Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei, Germanien ist unser, und Gallien lüstern sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten." Feierliche Sakramente weihen diese Verschwörung, wie den Geusenbund; wie dieser, hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis schwören am Rheine dem Vespasian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem Zweiten. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Vertheidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniß rettet Civilis seine Insel — wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leyden durch eine künstliche Wasserfluth. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Muth ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion.[1]

[1] Tac. Histor. L. IV. V.

Erstes Buch.

Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieſer großen Revolution hineingehen, müſſen wir einige Schritte in die alte Geſchichte des Landes zurückthun, und die Verfaſſung entſtehen ſehen, worin wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränderung finden.

Der erſte Eintritt dieſes Volks in die Weltgeſchichte iſt das Moment ſeines Untergangs: von ſeinen Ueberwindern empfing es ein politiſches Leben. Die weitläuftige Landſchaft, welche von Deutſchland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordſee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerſchaften vertheilt, alle urſprünglich deutſcher Abkunft, deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes.[1] Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Fluſſes wohnten die Belgen,[2] zu ſeiner Rechten die Frieſen,[3] und die Batavier[4] auf der Inſel,

[1] J. Caesar de Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

[2] In den Landſchaften, die jetzt größtentheils die katholiſchen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

[3] Im jetzigen Gröningen, Oſt- und Weſtfriesland, einem Theil von Holland, Geldern, Utrecht und Oberyſſel.

[4] In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Oberyſſel, dem heutigen Cleve u. ſ. f., zwiſchen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kanninefater, Mattiaker, Mareſaten u. ſ. f., die einen Theil von Weſtfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L. IV. c. 15. 56. de Morib. Germ. c. 29.

die ſeine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieſer einzelnen Nationen wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt legen uns die rühmlichſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar,[1] waren die einzigen unter den galliſchen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, ſagt uns Tacitus,[2] wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieſes wilde Volk erlegte ſeinen Tribut in Soldaten, und wurde von ſeinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten geſpart. Die bataviſche Reiterei erklärten die Römer ſelbſt für den beſten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte ſie, wie heutzutage die Schweizer, die Leibwache der römiſchen Kaiſer aus; ihr wilder Muth erſchreckte die Dacier, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwamm. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf ſeinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm dieſe Inſel erobern helfen.[3] Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden, und ſetzten ſich zuerſt wieder in Freiheit. Die Moräſte, zwiſchen welchen ſie wohnten, reizten die Eroberer ſpäter, und koſteten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderſee, durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang, und aus dieſer durch die Mündung der Ems und Weſer einen leichtern Weg in das innere Deutſchland fand.[4]

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römiſchen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte. Ihre Inſel ſehen wir von den Franken überſchwemmt, die ſich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Frieſen haben das Joch ihrer entlegenen

[1] De Bello Gall.
[2] Hist. L. IV. c. 12.
[3] Dio Cass. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. L. II. c. 15.
[4] Tacit. Annal. II. cap. 8. Sueton. Claud. Cap. I. n. 3.

und ohnmächtigen Beherrscher zerbrochen, und erscheinen wieder als ein freies und sogar eroberndes Volk, das sich durch eigene Gebräuche und den Ueberrest der römischen Gesetze regiert, und seine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heutzutage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser mehrsten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländischen Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkischen Krone, und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Länder, die nun einen Theil der weitläuftigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses große

Reich unter seinen Nachkommen durch Theilungen wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen. [1]

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie wie in allen übrigen aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hilfe ihrer Unterfassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig, und errang sich bald ein eignes unabhängiges Dasein in ihren Abteien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souveränetäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthum, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter einem Hauptstamm wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitze des größten Theils von den Niederlanden. [2] Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon eilf Provinzen unter seine Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welt-

[1] Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. 1. Theil, 4tes und 5tes Buch.

[2] Grot. Annal. L. I. p. 2. 3.

theils zu sein. Diese weitläuftigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs, und versuchten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Süderse und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hilfsquellen dieses Fürsten rechtfertigten einigermaßen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren. [1]

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter jener Zeit, und die unselige Helena, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Eilfte von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und Maximilian von Oesterreich, Kaiser Friedrichs des Dritten Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum erstenmal fing dieser Welttheil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte sein Gesuch durch die

[1] Ein Page, der ihn fallen gesehen, und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worein er festgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Mensch. Aber daß es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Ungläubige gab, die seinen Tod bezweifelten und seiner Wiedererscheinung entgegen sahen, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin Ludwig der Eilfte die burgundischen Städte aufforderte, zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte sich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, so seid ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Comines, T. III. Preuves des Mémoires, 495. 497.

Gewalt der Waffen unterſtützen; aber das niederländiſche Volk, das die Hand ſeiner Fürſtin vergab, ging dieſen gefürchteten Nachbar vorüber, und entſchied für Maximilian, deſſen entlegenere Staaten und beſchränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treuloſe, unglückliche Politik, die durch eine ſonderbare Fügung des Himmels das traurige Schickſal nur beſchleunigte, welches zu verhindern ſie erſonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte ſeine ſpaniſche Braut dieſe weitläuftige Monarchie, welche Ferdinand und Iſabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oeſterreich, ſein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk ſtieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus einer traurigen Leibeigenſchaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daſein. Die günſtige Lage des Landes an der Nordſee und großen ſchiffbaren Flüſſen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menſchen in Städte zuſammenzog, den Kunſtfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlſtand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegeriſche Politik jener Zeiten auf jede nützliche Hantierung herunterſah, ſo konnten dennoch die Landesherren die weſentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zufloſſen. Die anwachſende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die ſie unter den verſchiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktſchoß, Heimfallsrecht u. ſ. f. von Einheimiſchen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für ſie, als daß ſie gegen die Urſachen hätten gleichgültig bleiben ſollen, denen ſie dieſelben verdankten. Ihre eigene Habſucht machte ſie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei ſelbſt, wie es oft geſchieht, half ſo lange aus, bis endlich eine geſunde Staatskunſt an ihre Stelle trat. In der Folge lockten ſie ſelbſt die lombardiſchen Kaufleute an, bewilligten den

Städten einige kostbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander selbst und mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichthum Gewicht verschafften, und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbarere Ausrüstung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlands ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf. So finden wir schon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souveräns durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beschworner Constitution, in die Rechte des Vaters. [1]

Der erste Gesetzgeber ist die Noth; alle Bedürfnisse, denen in dieser Constitution begegnet wird, sind ursprünglich Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später, als ihr Gewerbe. Der letzte Artikel in dieser Constitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausschließt, ist eine

[1] Grotius. L. I. 3.

natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältniß des Souveräns zu dem Volke, das sich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichste Kenntniß derselben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdling nicht wohl vorausgesetzt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch noch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahinzogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben so, sagt Strada, wie man Gewächse eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreich veredelt. [1]

Nachdem das burgundische Haus mehrere Provinzen unter seine Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provincialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerlichen und peinlichen Händel als die letzte Instanz entschied. Die Souveränetät der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majestät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war. [2] Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten

[1] De Bello Belg. Dec. I. L. II. 34. Guicciardini Descr. Belg.
[2] Mémoires de Philippe de Comines. T. I. 344.

Souveränetätsrechte versicherte.[1] Der Uebermuth der Genter verging sich so weit, daß sie die Günstlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen, und vor den Augen dieser Fürstin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaat sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht, und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Constitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer König geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge von Ausländern in Brügge seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und römischen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betriebsamkeit und den Fleiß in diesen Ländern ermuntert. In stetem Kampf mit dem Ocean und den Mündungen reißender Flüsse, die gegen das niedrigere Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden,

[1] A. G. d. v. N. II. Th.

hatte dieſes Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um ſich her zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen ſchiffbaren Flüſſen Deutſchlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, ſo viele künſtliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchſchneiden, belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch ſo leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geiſt des Handels in dieſen Völkern auf.

Die benachbarten britanniſchen und däniſchen Küſten waren die erſten, die von ihren Schiffen beſucht wurden. Die engliſche Wolle, die dieſe zurückbrachten, beſchäftigte tauſend fleißige Hände in Brügge, Gent und Antwerpen, und ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandriſche Tücher in Frankreich und Deutſchland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir frieſiſche Schiffe im Belt und ſogar in der levantiſchen See. Dieſes muthige Volk unterſtand ſich ſogar, ohne Compaß unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu ſteuern.[1] Von den wendiſchen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantiſchen Handels, der damals noch aus dem ſchwarzen Meere durch das ruſſiſche Reich nach der Oſtſee ging. Als dieſer im dreizehnten Jahrhundert zu ſinken anfing, als die Kreuzzüge den indiſchen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländiſche See eröffneten, die italieniſchen Städte dieſen fruchtbaren Handelszweig an ſich riſſen, und in Deutſchland die große Hanſa zuſammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwiſchen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch

[1] Fiſchers Geſchichte des d. Handels. 1. Th. 447.

des Compasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs den Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich.[1] Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Belt in einer Jahreszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermeßliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelplatz der Völker und zum Mittelpunkt des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Britten, Deutsche, Dänen und Schweden flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Concurrenz der Verkäufer setzte den Preis der Waaren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thüre war. Mit dem nothwendigen Geldumtausche kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Beherrscher vereinigten, hörten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedeihte im Schooß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren,[2] das Ansehen ihres Souveräns gab ihren Unternehmungen

[1] Anderſen. III. 89.

[2] Mémoires de Comines. L. III. chap. V.

Nachdruck, und machte die Versuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebund selbst zu entsagen, und diesen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hansischen Kauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen, und die spanischen Waaren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügge in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels, und die große Messe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und fünfzig Kauffahrteischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen.[1] Außer der reichen Niederlage des Hansebunds waren hier noch fünfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Comptoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden, und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese gingen mit hansischen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verfahren.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, daß eine zügellose Ueppigkeit diesem Wohlstand folgte. Das verführerische Beispiel Philipps des Gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente, und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volk herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Sammt und Seide.[2] „Dem Ueberfluß," sagt

[1] Anderson III. 237. 259. 260.

[2] Philipp der Gütige war zu sehr Verschwender, um Schätze zu

uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste) „war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuren Aufwand getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzen, hatte alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; auch der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Maß.[1]

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Uebermaß dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels, und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa darniederdrücken! Der burgundische Zeitraum schimmert wohlthätig hervor aus jenen finstern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürstenhäuser damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimalhunderttausend Thaler an baarem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karln dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber gegen Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Goldstoff in Stücken. Der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen Goldgulden geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. Comines. I. 253. 259. 265.

[1] Mémoires d. M. Philippe de Comines. T. I. L. I. c. 2. L. V. c. 9. 294. Fischers G. d. d. Handels. II. Bd. 193 u. f. f.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich die flandriſchen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügge, von Freiheit und Ueberfluß ſchwindelnd, kündigen dem Beherrſcher von eilf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der eben ſo unglücklich für ſie endigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Gavre viele tauſend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhunderttauſend Goldgulden verſöhnen. Alle obrigkeitlichen Perſonen und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zweitauſend an der Zahl, mußten im bloßen Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine franzöſiſche Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige koſtbare Privilegien entriſſen; ein unerſetzlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten ſie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oeſterreich, ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreißen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügge ſetzte 1487 den Erzherzog ſelbſt gefangen, und ließ einige ſeiner vornehmſten Miniſter hinrichten. Kaiſer Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheere in ihr Gebiet, ſeinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leiſtete ihm Amſterdam und Antwerpen den wichtigſten Beiſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandriſchen Tuchweber, die ſich in England niedergelaſſen hatten, ſchickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügge um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längſt ſchon den Hanſebund beleidigt, der ſie jetzt auch verließ, und ſein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier

blieben; aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war. [1]

Antwerpen empfing im sechzehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter Karls des Fünften Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordsee gemein hat, und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negocianten herbei. [2] Die Industrie der Nation war im Anfang dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüthe gestiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann; Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flandrischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir sehen sie im schwarzen Meer mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten. [3] Den niederländischen Seemann unterschied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereien von Calicut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen. [4] Hieher

[1] Anderson. III. Theil. 200. 314. 315. 316. 488.

[2] Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

[3] Anderson. III. Theil. 155.

[4] Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Lissabon dahingeschafft wurden, soll sich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

floſſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze ſpaniſche Trägheit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſa jetzt ihre nordiſchen Waaren, und die engliſche Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und des Menſchen.[1]

Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts ſuchte eine Societät türkiſcher Kaufleute um Erlaubniß an, ſich hier niederzulaſſen, und die Producte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel ſtieg auch der Geldhandel. Ihre Wechſelbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während ſeiner glänzendſten Zeiten.[2]

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hanſebund in dieſer Stadt ſeine feierliche Verſammlung, die ſonſt nur in Lübeck geweſen war. Im Jahr 1531 wurde die Börſe gebaut, die prächtigſte im ganzen damaligen Europa, und die ihre ſtolze Aufſchrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttauſend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die ſich unendlich hier drängte, überſteigt allen Glauben. Zwei, dritthalbhundert Maſte erſchienen öfters auf einmal in ſeinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutſchen durch ſeine Thore; über zweitauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die

[1] Meteren. I. Thell. I. Bd. 12. 13.
[2] Fiſchers G. d. d. Handels. II. 593 u. f. f.

Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hilfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl dem Fünften zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet werden. [1]

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederländer eben so sehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleißes versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberflusses und der Freiheit reiften alle edleren Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngst sein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinschaftlich mit dieser, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand hauptsächlich gegründet haben, und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmalerei,

[1] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 562. Fischers G. d. d. Handels. II. 595 u. f. f.

die Kunſt auf Glas zu malen, die Taſchen- und Sonnenuhren ſelbſt, wie Guiccardini behauptet, ſind urſprünglich niederländiſche Erfindungen; ihnen dankt man die Verbeſſerung des Compaſſes, deſſen Punkte man noch jetzt unter niederländiſchen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunſt in Haarlem erfunden, und das Schickſal wollte, daß dieſe nützliche Kunſt ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen ſollte. Mit dem fruchtbarſten Genie zu neuen Erfindungen verbanden ſie ein glückliches Talent, fremde und ſchon vorhandene zu verbeſſern; wenige mechaniſche Künſte und Manufakturen werden ſein, die nicht entweder auf dieſem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen ſind.

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hieher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Constitution umzustoßen; selbst Karls des Kühnen verwegnem Geiste, der einem auswärtigen Freistaat die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hilfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte.[1] Karl der Fünfte

[1] Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwischen beiden angestellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern," sagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene Eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen von einander ab, und stoßen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegen einander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß letztere jetzt, in einer üppigen Ruhe, der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italienischen und afrikanischen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden

schaltete willkürlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je größer die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hinderniß zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich

geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines vertheidigt sein Eigenthum besser. Daher die zahlreichen, in einen engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigene Bevölkerung vollgepreßt, an der See und den größern Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzuge, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder weniger — schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen beschreibt man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerschrockenste in Gefahren, gleich lüstern nach Reichthum und Ehre, stolz bis zur Geringschätzung anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gälte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der listig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Christenthum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen, keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit seines Glaubens vergiftet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, daß man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt thun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Castillianer mit der meisten Vorsicht regiert sein; aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gerne. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Castillianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des letztern den castillianischen Hochmuth beleidige." Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 5. seq.

unſern liebſten Wünſchen widerſetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das ſtets die Ohnmacht begleitet. Nie waren ſie für ihre Verfaſſung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souveräns, nie vorſichtiger in ihren Verhandlungen geweſen. Wir finden unter ſeiner Regierung die gewaltthätigſten Ausbrüche des republikaniſchen Geiſts und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauch getrieben, welches die Fortſchritte der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit ſchmückte. Ein Souverän wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Diſtrikt ſeines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger iſt die ſouveräne Herrſchaft ein reißender Strom, der ſeine Gerechtſame überſchwemmt. Die Niederländer ſchützten ſich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürſten durch Conſtitutionen. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederholter Kampf der Herrſchſucht und der Freiheit um dieſen ſtreitigen Fleck Landes, wie die Geſchichte der Natur nichts anderes iſt, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß ſie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrſcher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlſtand abzuwarten, näherte ſich ihr Zuſtand dem ſtillen Glück einer geſchloſſenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte ſie auf den Schauplatz der politiſchen Welt. Jetzt machten ſie ein Glied des Rieſenkörpers aus, den die Ehrſucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu ſein; der Mittelpunkt ihres Daſeins war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da ſeine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen, oder eine politiſche Handlung war, ſo mußte er vor allen Dingen ſeiner Gliedmaßen mächtig ſein, um ſich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen.

Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritt trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rath, den er in Brüssel niedersetzte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als schlimme Hüter einer Gerechtsame sein, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegerischen Regierung nöthigte ihn, seine Hilfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Constitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war in so weit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers nothwendig war, als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzustrengen sich genöthigt sah.

Glücklicherweise führen die entgegengesetzesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter einem Auguſt und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste — Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfniß des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurücke, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstands, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüber schweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind, oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben, und sich

früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand mußte das Wachsthum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volk, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch malerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegentheil, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet — einem solchen Volk wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: Die katholische Religion wird im Ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutschland, und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwert der

Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländischen Adels studierte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten und geschlossenen Volk konnten diese ersten Keime erdrückt werden. Der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelei das verächtlichste Laster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchsstand, lange anstößig gewesen sein. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten. [1]

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die

[1] A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 399; siehe die Note.

gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieſer großen Glaubenstrennung die Partie genommen hatte, die ein Deſpot nicht verfehlen kann, ſetzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichſten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbeſſerte Religion war die politiſche Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menſchliche Vernunft ſo viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu ſchnell weggeriſſen, als daß der losbrechende Strom nicht über ſein angewieſenes Bette hätte austreten ſollen. Der wiederauflebende Geiſt der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren ſollen, unterſuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiſerne Feſſeln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigſten und nothwendigſten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichſten Fanatismus eben ſo gut Gift, als der aufrichtigſten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den ſchlimmen Weg der Rebellion wählen müſſen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, ſo lange Menſchen Menſchen ſein werden. Auch die ſchlimme Sache, die mit jener nichts, als das geſetzwidrige Mittel gemein hatte, durch dieſe Verwandtſchaft dreiſter gemacht, erſchien in ihrer Geſellſchaft und wurde mit ihr verwechſelt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöſter brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubſucht, der Schwindelgeiſt, die Unzucht kleideten ſich in ſeine Farbe, die ungeheuerſten Verbrecher bekannten ſich vor den Richtern zu ſeiner Sekte. Die Reformation hatte den römiſchen Biſchof zu der fehlenden Menſchheit herabgezogen — eine raſende Bande, vom Hunger begeiſtert, will allen Unterſchied der Stände vernichtet wiſſen. Natürlich, daß eine Lehre, die ſich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit ſich ausſöhnen

konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung versicherte, ließ er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen oder heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergesetzt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rücksicht seines Ranges, seiner Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwert hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilssprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrthümer abschwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchstens eine gelindere Todesart.[1]

Die Lehngüter eines Verurtheilten fielen dem Fiscus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht außerhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der vaterländischen Gerichtsbarkeit geführt

[1] Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.

und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr oder Widerspruch anzutasten. [1]

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen, und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute standen im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke standen stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl der Fünfte, durch die Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunale wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquisitoren gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls des Fünften Regierung fünfzigtausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind. [2]

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wüthend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer

[1] A. G. d. v. N. II. B. 547.

[2] Meteren. I. Th. 1. Buch. 56. 57. Grot. Annal. Belg. L. I. 12. Der Letztere nennt hunderttausend. A. G. d. v. N. Th. II. 519.

Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere, und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr Einen Beherrscher mit ihnen theilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlands zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt, und diesem Staat einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europens an die Seite setzte.[1] Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. Karl war also ein Wohlthäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souveräns, der auch auf sie zurückfloß, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrika's umgab, erschreckte die

[1] Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreich zu erheben; aber die wesentlichen Verschiedenheiten der Provinzen untereinander, die sich von Verfassung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatz zurück. Wesentlicher hätte der Dienst werden können, den er ihnen durch den burgundischen Vertrag leistete, worin ihr Verhältniß zu dem deutschen Reiche festgesetzt wurde. Diesem Vertrage gemäß sollten die siebenzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Reichs zweimal so viel als ein Kurfürst, zu einem Türkenkriege dreimal so viel beitragen, dafür aber den mächtigen Schutz dieses Reichs genießen, und an keinem ihrer besondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleistet, keiner weitern Erwähnung verdient.

Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heiße Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eignen Geständniß, zu zehen verschiedenen Malen besuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souveränen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schooß er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein schelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eignen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gerne mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthum wühlten, während daß seine Statthalter preßten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger

bekannt mit Menſchen und Menſchenwerth, hatte er ſich ein Ideal von der königlichen Herrſchaft entworfen, welches Menſchen nur als dienſtbare Organe der Willkür behandelt, und durch jede Aeußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eiſernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachſen, forderte er auch von andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die ſein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte ſein Temperament und ſeine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien ſeine Herrſchſucht verwundeten. Er ſprach keine andere, als die ſpaniſche Sprache, duldete nur Spanier um ſeine Perſon, und hing mit Eigenſinn an ihren Gebräuchen. Umſonſt, daß der Erfindungsgeiſt aller flandriſchen Städte, durch die er zog, in koſtbaren Feſten wetteiferte, ſeine Gegenwart zu verherrlichen.[1] — Philipps Auge blieb finſter, alle Verſchwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergießungen der redlichſten Freude, konnten kein Lächeln des Beifalls in ſeine Mienen locken.[2]

Karl verfehlte ſeine Abſicht ganz, da er ſeinen Sohn den Flämingern vorſtellte. Weniger drückend würden ſie in der Folge ſein Joch gefunden haben, wenn er ſeinen Fuß nie in ihr Land geſetzt hätte. Aber ſein Anblick kündigte es ihnen an; ſein Eintritt in Brüſſel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaiſers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernſt ſeines Sohnes deſto widriger zu erheben. In ſeinem Angeſicht hatten ſie den verderblichen Anſchlag gegen ihre Freiheit geleſen, den er ſchon damals in ſeiner Bruſt auf- und niederwälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüſtet ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erſte Thron, von welchem Karl der Fünfte herunterſtieg. Vor einer feierlichen Verſammlung

[1] Die Stadt Antwerpen allein verſchwendete bei dieſer Gelegenheit 260,000 Goldgulden. Meteren. I. Theil, I. Bd. 21. 22.

[2] A. G. d. v. N. II. 512.

in Brüſſel löste er die Generalſtaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, ſeinen Sohn. „Wenn Euch mein „Tod“ (beſchloß er endlich gegen dieſen) „in den Beſitz dieſer „Länder geſetzt hätte, ſo würde mir ein ſo koſtbares Vermächt„niß ſchon einen großen Anſpruch auf Eure Dankbarkeit geben. „Aber jetzt, da ich ſie Euch aus freier Wahl überlaſſe, da ich zu „ſterben eile, um Euch den Genuß derſelben zu beſchleunigen; „jetzt verlange ich von Euch, daß Ihr dieſen Völkern bezahlet, „was Ihr mir mehr dafür ſchuldig zu ſein glaubt. Andere „Fürſten wiſſen ſich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen „abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Dieſe Freude will ich noch „ſelbſt mit genießen, ich will Euch leben und regieren ſehen. „Wenige werden meinem Beiſpiele folgen, Wenige ſind mir darin „vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig ſein, „wenn Euer künftiges Leben meine Zuverſicht rechtfertigt, wenn „Ihr nie von der Weisheit weichet, die Ihr bisher bekannt habt, „wenn Ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerſchütterlich ver„harret, der die feſteſte Säule Eures Thrones iſt. Noch Eines „ſetze ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne „beſchenkt haben, dem Ihr die Herrſchaft abtreten könnet, — „aber nicht müſſet.“

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte ſein Geſicht auf deſſen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letztenmal. Es weinte alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeßliche Stunde. [1]

Dieſem rührenden Gaukelſpiel folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den verſammelten Staaten die Huldigung an, und legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgeleſen wurde: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von „Spanien, beiden Sicilien u. ſ. f., gelobe und ſchwöre, daß ich

[1] Strada. Dec. I. L. I. 4. 5. Meteren. I. Buch. 28. Thuan. Hist. P. I. L. XVI. 709.

„in den Ländern, Grafschaften, Herzogthümern u. s. f. ein guter „und gerechter Herr sein, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen „und Unterthanen Privilegien und Freiheiten, die ihnen von „meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohn„heiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt überhaupt „und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten „und halten lassen, und ferner alles dasjenige üben wolle, was „einem guten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechts„wegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine „Heiligen!“ [1]

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte selbst und alle burgundischen Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten,[2] wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beistand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwaltet. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der geborne Fürst, nicht Souverän oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte — Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

[1] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 515.
[2] Ebendaselbst 516.

Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebenzehn Landschaften: den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Diese siebenzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke, fest und ohne Mauern geschlossen, sechstausend dreihundert größere Flecken, geringere Dörfer, Maiereien und Bergschlösser ohne Zahl vereinigen dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft.[1]

[1] Strad. Dec. I. L. I. 17. 18. Thuan. II. 482.

Eben jetzt ſtand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, ſeine Begriffe aufgehellt, ſeine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geiſtes erſchien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen ſtrengeren Himmel gekältet, läßt die Leidenſchaften hier weniger ſtürmen; Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geſchenke dieſer nördlichern Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden ſeines Gewerbes; und ſeiner Freiheit liebliche Früchte, Wahrheit, Wohlwollen und patriotiſcher Stolz ſpielen hier in ſanftern Miſchungen mit menſchlicheren Laſtern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrſcht durch einen verſtändigen Fürſten und keines ſchwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends iſt die Volksſtimme eine ſo unfehlbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunſt kann ſich in keiner rühmlichern Probe verſuchen, und ſieche gekünſtelte Politik hat keine ſchlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieſer, konnte mit Rieſenſtärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniß ſeine Kraft aufbot, wenn eine kluge und ſchonende Verwaltung ſeine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ ſeinem Nachfolger eine Gewalt in dieſen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verſchieden war. Das königliche Anſehen hatte ſich merklich über die republikaniſche Macht erhoben, und dieſe zuſammengeſetzte Maſchine konnte nunmehr beinahe ſo ſicher und ſchnell in Bewegung geſetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, ſonſt ſo mächtige Adel folgte dem Souverän jetzt willig in ſeinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majeſtät. Die verſchlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erſchaffen, von denen ſie allein die Vertheilerin war. Neue Leidenſchaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikaniſcher Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige

Unabhängigkeit einer wollüstigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken oder zu plündern war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertsten Theil der Souveränetät auf dem Reichstag mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdies in Armuth und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwand von Ehrenbezeugungen hatte schon Karl der Fünfte die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland, und Graf von Egmont nach England geschickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Elisabeth zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde nothwendig machte. Wenn fremde Gesandte oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste, und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräftigen. Alle Jahre erschien einer von den castilianischen Großen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschöpfte in diesen theuern Wettkämpfen sein Vermögen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte, und die Verschwendung eines einzigen Jahres

durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmling um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Freilich schlugen diese Künste nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat. [1]

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es sein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und wie jene sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvortheile des Souveräns das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt, und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiß waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Versehen sein, wodurch es zu Grunde ging!

So groß Philipps Einfluß in diesen Ländern war, so großes Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhuben,

[1] Reidanus L. I. 2.

ging ſchon mit ſchnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatz der Abſcheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Eliſabeth von England ihren eigenen, noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue, noch unbefeſtigte Kirche gegen die verborgenen Verſuche der Vertriebenen ſchützen. Erſt auf ihren ſchöpferiſchen Ruf ſollte dieſer Staat aus einer demüthigen Dunkelheit ſteigen, und die lebendige Kraft, womit er ſeinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieſes letztern empfangen. Das deutſche Kaiſerhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das ſpaniſche geknüpft, und das wachſende Kriegsglück Solimans zog ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Oſten als auf den Weſten von Europa. Dankbarkeit und Furcht verſicherten Philipp die italieniſchen Fürſten, und das Conclave beherrſchten ſeine Geſchöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbariſcher Nacht, oder fingen nur eben an, Geſtalt anzunehmen, und das Staatsſyſtem von Europa kannte ſie nicht. Die geſchickteſten Generale, zahlreiche ſieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldne Tribut, der nun erſt anfing, regelmäßig und ſicher aus Weſtindien einzulaufen — welche furchtbare Werkzeuge in der feſten und ſteten Hand eines geiſtreichen Fürſten! Unter ſo glücklichen Sternen eröffnete König Philipp ſeine Regierung.

Ehe wir ihn handeln ſehen, müſſen wir einen flüchtigen Blick in ſeine Seele thun, und hier einen Schlüſſel zu ſeinem politiſchen Leben aufſuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in dieſen Gemüthe. Jene verſagten ihm ſein Blut und ſeine frühen finſtern Kinderjahre; dieſes konnten Menſchen ihm nicht geben, denen das ſüßeſte und mächtigſte Band an die Geſellſchaft mangelte. Zwei Begriffe, ſein Ich, und was über dieſem Ich war, füllten ſeinen dürftigen Geiſt aus. Egoismus und Religion ſind der Inhalt und die Ueberſchrift ſeines ganzen Lebens. Er war

König und Christ, und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erscheint sie als Trösterin, als Erretterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte, demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missethäter seines Raubs. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der Erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen sein, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfang war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unend-

lichen Geiſt, der ſich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Menſch in der Lage des Schöpfers? Der Menſch kommt durch Claſſification ſeiner Beſchränkung zu Hilfe, gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blicke die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen; dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe Triebe einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menſchlichen Willkür verwirrt ihren Beherrſcher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Deſpotismus und des Prieſterthums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein nothwendiges Hilfsmittel der menſchlichen Armuth und Beſchränkung. Philipp mußte um ſo viel mehr Deſpot ſein, als ſein Vater, um ſo viel enger ſein Geiſt war; oder mit andern Worten: er mußte ſich um ſo viel ängſtlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabſteigen konnte. Was folgt aus dieſem allem? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfaſſung, weil er ohne dieſe nicht regieren konnte.

Und doch würde er ſeine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachſicht eröffnet haben, wenn er ſie früher angetreten hätte. In dem Urtheil, das man gewöhnlich über dieſen Fürſten fällt, ſcheint man auf einen Umſtand nicht genug zu achten, der bei der Geſchichte ſeines Geiſtes und Herzens billig in

Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reife fühlte, und mit größern Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters, und die Willkür des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleineren Leidenschaften abzuziehen, und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanftern Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei, oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Uebergang anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regierung im Rausch einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten, um durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sah sich nicht so bald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitz seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, solange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterstuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu sein, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten

auflöſe, entzog er ſie den Biſchöfen und der ſäculariſchen Geiſtlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu ſehr an der Menſchheit hing, um ſie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menſchlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeſchworen, dienſtbaren Kreaturen des römiſchen Stuhls. Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen ſie; ein Franziskanermönch ſaß bei dem fürchterlichen Urtheil über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, ſie auszuſchließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verſchont geblieben; ihre Biſchöfe übten die geiſtliche Cenſur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man ſich an fremde Inquiſitionsgerichte, die franzöſiſchen Provinzen nach Paris, die deutſchen nach Köln zu wenden. [1]

Aber die Inquiſition, welche jetzt gemeint iſt, kam aus dem Weſten von Europa, anders in ihrem Urſprung und anders an Geſtalt. Der letzte mauriſche Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der ſaraceniſche Gottesdienſt endlich dem überlegenen Glücke der Chriſten gewichen. Aber neu und noch wenig befeſtigt war das Evangelium in dieſem jüngſten chriſtlichen Königreiche, und in der trüben Miſchung ungleichartiger Geſetze und Sitten hatten ſich die Religionen noch nicht geſchieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tauſend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsſtriche der Heimath gehalten, kaufte ſich mit dem Gaukelſpiel verſtellter Bekehrung von dieſer ſchrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an chriſtlichen Altären fort, ſeinem Mahomed und Moſes zu dienen. So lange es ſeine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; ſo lange der neue Chriſt im Innerſten ſeines Hauſes wieder zum Juden und Muſelmann wurde, war er dem Thron nicht

[1] Hopper Mémoires d. Troubles de Pays-bas in Vita Vigl. 65 sq.

gewiſſer, als dem römiſchen Stuhl. Jetzt war es nicht damit gethan, dieſes widerſtrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der ſiegenden Kirche durch die ſchwachen Bande der Ceremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu beſiegen, der durch die langſam wirkende Kraft von Jahrhunderten in ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeine Geſetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einfluß des vaterländiſchen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollſtändigen Sieg über den feindlichen Gottesdienſt feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle ſicher ſtellen, ſo mußte ſie den Grund ſelbſt unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; ſie mußte die ganze Form des ſittlichen Charakters zerſchlagen, an die er aufs innigſte geheftet ſchien. In den verborgenſten Tiefen der Seele mußte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen, und wo möglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und der Natur ſind immer die erſten und nächſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen, und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit dieſem Vermächtniß ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken

und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Lebloſe, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart, und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern, im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen, und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem

Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund, und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken, und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen, und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt? [1]

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Ueberresten der Saracenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an; sie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die sie geopfert

[1] Burgund. Histor. Belg. 126. 127. Hopper. 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9 sq. Essay sur les Moeurs. Tom. III. Inquisition.

hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem ſpaniſchen Charakter verſchwinden. Eine geiſtreiche treffliche Nation hat ſie mitten auf dem Weg zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsſtrich, worin es einheimiſch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie ſie auf Gräbern ruht, in dem Geiſt eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den erſten Inquiſitor ſetzte Karl der Fünfte im Jahre 1522 in Brabant ein. Einige Prieſter waren ihm als Gehilfen an die Seite gegeben, aber er ſelbſt war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten beſtellte ſein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquiſitoren für alle niederländiſchen Provinzen, und Paul der Dritte ſetzte dieſe Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche ſich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeſchrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquiſition ausdrücklich Meldung geſchieht. Im Jahr 1550 ſah ſich Karl der Fünfte durch das ſchnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, dieſe Edikte zu erneuern und zu ſchärfen, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stadt Antwerpen der Inquiſition widerſetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geiſt dieſer niederländiſchen Inquiſition war, nach dem Genius des Landes, menſchlicher, als in den ſpaniſchen Reichen, und noch hatte ſie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtſchnur dienten ihr die Edikte, welche jedermann kannte, und eben darum fand man ſie weniger anſtößig, weil ſie, ſo ſtreng ſie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen ſchien, und ſich nicht, wie die ſpaniſche Inquiſition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieſer letztern wollte Philipp einen Weg in die

Niederlande bahnen, weil ſie ihm das geſchickteſte Werkzeug zu ſein ſchien, den Geiſt dieſes Volks zu verderben, und für eine deſpotiſche Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen ſeines Vaters zu ſchärfen, die Gewalt der Inquiſitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der ſpaniſchen Inquiſition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooß der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreiſe ſeiner Familie herauszuſtehlen, und das ſchwächſte Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in dieſen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geſetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenſeits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnſinn nach Geſetzen, die für Menſchen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent ſeinen Kläger, und ſehr ſelten ſein Verbrechen; ein ruchloſer teufliſcher Kunſtgriff, der den Unglücklichen zwang, auf ſeine Verſchuldung zu rathen, und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Ueberdruß einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszuſagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen ſie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Dieſem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verſtattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollſtrecken. Die Folgen dieſes Inſtituts mußten unnatürlich und ſchrecklich ſein. Das ganze zeitliche Glück, ſelbſt das Leben des unbeſcholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unſichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die

Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein anſteckendes Mißtrauen vergiftete das geſellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauſchers erſchreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannſchaften, Verbrüderungen, Eide ſelbſt, und alles, was Menſchen für heilig achten, war in ſeinem Werthe gefallen. — Dieſem Schickſale unterwarf man eine große blühende Handelsſtadt, wo hunderttauſend geſchäftige Menſchen durch das einzige Band des Vertrauens zuſammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geiſt der Gewinnſucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundſäulen der Geſelligkeit umgeriſſen, wo Geſelligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer iſt. [1]

[1] Grotius. Lib. I. 9. 10.

Andere Eingriffe in die Constitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsameren Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichsconstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. Karln dem Fünften hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einsah, und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend, und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubsucht dieser Spanier, die noch große Rückstände zu fordern hatten, und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen, und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlassen wollten, als länger von dem viehischen Muthwillen dieser rasenden Bande leiden [1]

[1] Allg. Gesch. der verein. Niederl. III. Band. 21. Buch. S. 23 u. f. f.

Sehr gerne hätte Philipp dieſe Spanier im Lande behalten, um durch ſie ſeinen Edikten mehr Kraft zu geben, und die Neuerungen zu unterſtützen, die er in der niederländiſchen Verfaſſung zu machen geſonnen war. Sie waren ihm gleichſam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deßwegen ließ er nichts unverſucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsſtände auszuweichen, welche dieſe Spanier entfernt wiſſen wollten, und erſchöpfte bei dieſer Gelegenheit alle Hilfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das von wüthenden Faktionen zerriſſen, ſich gegen einen einheimiſchen Feind kaum behaupten kann, bald ſollen ſie ſeinen Sohn Don Carlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Caſtilien zu laſſen. Ihre Unterhaltung ſoll der Nation nicht zur Laſt fallen, er ſelbſt will aus ſeiner eignen Schatulle alle Koſten davon beſtreiten. Um ſie mit deſto beſſerm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückſtändigen Sold zurück, da er ſie doch ſonſt den einheimiſchen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuſchläfern, und den allgemeinen Unwillen zu verſöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über dieſe Truppen an; beide aber ſchlugen ſeinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daß ſie ſich nie entſchließen würden, gegen die Geſetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, ſeine Spanier im Lande zu laſſen, deſto hartnäckiger beſtunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstag zu Gent mußte er mitten im Kreiſe ſeiner Höflinge eine republikaniſche Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unſerm Schutze?“ ſagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa, damit uns die übrige Welt für zu leichtſinnig oder gar für zu blödſinnig halte, uns ſelbſt zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geſchloſſen, wenn uns die

Laſten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege ſchärfte die Nothwendigkeit unſere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir ſeinen Leiden. Oder werden wir dieſe ausgelaſſene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht ſo viel vermocht hat? Hier ſtehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und ſchreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüſte, und darum haſt du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unſere Städte zu Einöden werden, wie ſie nothwendig werden müſſen, wenn du ſie nicht von dieſen Zerſtörern erlöſeſt? Vielleicht willſt du dich gegen einen Ueberfall unſerer Nachbarn verwahren? Dieſe Vorſicht iſt weiſe, aber das Gerücht ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Waffen voraneilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht ſchonen werden, das ſie morgen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfere Niederländer zu deinen Dienſten, denen dein Vater in weit ſtürmiſcheren Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jetzt ihre Treue bezweifeln, die ſie ſo viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten ſie nicht vermögend ſein, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hilfe ſendeſt?" Dieſe Sprache war dem König zu neu, und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer!" rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?" Zugleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieſes freilich zu ſpät, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichts deſto weniger blieben

dieſe Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß des Reichs ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte. [1]

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als dieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchließt, und keines hatten ſie eifriger zu untergraben geſucht. [2] Italien, beide Indien und alle Provinzen dieſer ungeheuren Monarchie waren ihrer Habſucht und ihrem Ehrgeiz geöffnet; nur von der reichſten unter allen ſchloß ſie ein unerbittliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde befeſtigt werden können, ſo lange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Biſchof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt ſollte auch der Graf von Feria, ein Caſtilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand einen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten laſſen, und ſeine deſpotiſche Allmacht ſcheiterte diesmal an den Künſten Wilhelms von Oranien und der Feſtigkeit der Staaten. [3]

[1] Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Reidan. L. I. p. 1. Meteren. I. Th. 1. Buch. 17.

[2] Reidan. L. I. p. 1.

[3] Grot. Annal. L. I. p. 13.

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriff stund, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so Vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, so lange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amt in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delicater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte,

mußten nothwendig dieſe Wahl erſchweren. Das Geſetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberſtatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen ſiebenzehn Provinzen zugleich gebürtig ſein kann, ſo iſt es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eiferſucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von ſeiner Grenze zu Hauſe wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber ſchien der Vortheil der Krone ſelbſt einen niederländiſchen Bürger zu begünſtigen. Ein geborner Brabanter, zum Beiſpiel, deſſen Vaterland ſich mit uneingeſchränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich ſchon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über ſeine geringfügigſten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in einer Provinz ihre Abſichten durchgeſetzt, ſo war die Widerſetzung der übrigen eine Kühnheit, die ſie auf das ſtrengſte zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinſchaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfaſſungen gleichſam untergegangen; der Gehorſam einer einzigen war ein Geſetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andern verloren.

Unter den niederländiſchen Großen, die auf die Oberſtatthalterſchaft Anſpruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünſche der Nation zwiſchen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienſte dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu dieſem Poſten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächſt an den Thron geſtellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerſt unter den Würdigſten ſuchte, ſo mußte es nothwendig auf einen von dieſen beiden fallen. Da wir in der Folge dieſer Geſchichte beide Namen oft werden nennen müſſen, ſo kann die

Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofs, das ehrenvolle Amt,

seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden commandierte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, dem es allzu gewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war, — einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, — bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, — stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit

demjenigen, wodurch man Menſchen verbindet, ſeinen wirklichen Vorrath an dieſen Mitteln vermehrte. So langſam ſein Geiſt gebar, ſo vollendet waren ſeine Früchte; ſo ſpät ſein Entſchluß reifte, ſo ſtandhaft und unerſchütterlich ward er vollſtreckt. Den Plan, dem er einmal als dem erſten gehuldigt hatte, konnte kein Widerſtand ermüden, keine Zufälle zerſtören, denn alle hatten, noch ehe ſie wirklich eintraten, vor ſeiner Seele geſtanden. So ſehr ſein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, ſo unterworfen war es der Furcht; aber ſeine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerſtreute ſein Gold mit Verſchwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war ſeine einzige Feierſtunde, aber dieſe gehörte ſeinem Herzen auch ganz, ſeiner Familie und der Freundſchaft; ein beſcheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte ſich ſeine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltſamkeit würzten, und die ernſte Sorge durfte hier die Jovialität ſeines Geiſts nicht umwölken. Sein Hausweſen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerſchaft, die Menge und das Anſehen derer, die ſeine Perſon umgaben, machten ſeinen Wohnſitz einem ſouveränen Fürſtenhofe gleich. Eine glänzende Gaſtfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin ſeines Palaſtes. Fremde Prinzen und Geſandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlands vor Fremdlingen ausgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren,

als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem größten Kenner der Gemüther, nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Macchiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hilfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion.

Wilhelm glaubte an den Papſt, ſo lange der Kaiſer, ſein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die ſeinem jungen Herzen für die verbeſſerte Lehre gegeben worden, nie ganz verlaſſen habe. Welche Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag vorgezogen haben, ſo hätte ſich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir ſehen ihn in ſpätern Jahren beinahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche verließ. Gegen die ſpaniſche Tyrannei vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.[1]

Dieſe allgemeinen Gründe des Mißtrauens ſchienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über ſeine wahren Geſinnungen darbot. Wilhelm war als Geiſel des Friedens von Chateau-Cambreſis, an deſſen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorſichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu ſprechen glaubte, einen heimlichen Anſchlag erfahren, den der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen gegen die Proteſtanten beider Reiche entwarf. Dieſe wichtige Entdeckung eilte der Prinz ſeinen Freunden in Brüſſel, die ſie ſo nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechſelte, fielen unglücklicherweiſe dem König von Spanien in die Hände.[2] Philipp wurde von dieſem entſcheidenden Aufſchluß über Wilhelms Geſinnungen weniger überraſcht, als über die Zerſtörung ſeines Anſchlags entrüſtet; aber die ſpaniſchen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergeſſen hatten, wo der größte der Kaiſer im letzten Akte ſeines

[1] Strad. Dec. I. L. I. p. 24 und L. III. p. 55. sq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan. L. III. 59. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2. sq. Burg. 65. 66.

[2] Strad. Dec. I. L. III. p. 56. Thuan. I. 1010. Reid. L. I. p. 2.

Lebens auf seinen Schultern ruhete, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als

seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittlung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war; Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit

dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen. [1]

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienst hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge. [2]

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den

[1] Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. 23 und L. III. 84.
[2] Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.

Uebrigen, welche zu dieſem Amt in Vorſchlag gebracht wurden, war auch Chriſtina, Herzogin von Lothringen und Muhme des Königs, die ſich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambreſis ein glänzendes Verdienſt um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Abſichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Chriſtina wurde verworfen, nicht ſowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich ſie dem ſpaniſchen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deßwegen, weil ſie dem niederländiſchen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war. [1]

[1] Burgund. L. I. 23. sq. Strad. Dec. I. L. I. 24. 25.

Margaretha von Parma, Oberſtatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch geſpannt iſt, wer über das Schickſal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erſcheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem König aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländiſchen Fräulein Vangeeſt 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauſes zu ſchonen, wurde ſie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit, als Ehre beſaß, war nicht ſehr beſorgt, das Geheimniß ihres Urſprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiſerstochter. Noch als Kind wurde ſie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüſſel zur Erziehung gegeben, welche ſie in ihrem achten Jahre verlor, und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schweſter des Kaiſers, vertauſchte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte ſie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber dieſe Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, beſtimmte man ſie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich nach der ſiegreichen Rückkehr des Kaiſers aus Afrika in Neapel begangen wurde. Noch im erſten Jahr einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltſamer Tod den Gemahl, der ſie nicht lieben konnte, und zum drittenmal

muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farneſe, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des Dritten, erhält mit ihrer Perſon die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautſchatz, und Margaretha wird, durch ein ſeltſames Schickſal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie ſie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geiſt machte dieſe letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweiſe ſpottete ihres Geſchlechts. Nach dem Beiſpiel ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieſer Liebhaberei den Tod fand, war ſie eine leidenſchaftliche Jägerin, und hatte dabei ihren Körper ſo abgehärtet, daß ſie alle Strapazen dieſer Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang ſelbſt zeigte ſo wenig weibliche Grazie, daß man vielmehr verſucht war, ſie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren ſie durch dieſe Grenzenverletzung geſpottet hatte, rächte ſich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Dieſe ſo ſeltenen Eigenſchaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewiſſensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit ſie ihre Eitelkeit kreuzigte, iſt eine der merkwürdigſten, daß ſie in der Charwoche jedes Jahrs einer gewiſſen Anzahl Armen, denen auf das ſchärfſte unterſagt war, ſich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wuſch, ſie bei Tiſche wie eine Magd bediente, und mit reichen Geſchenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als dieſen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren Nebenbuhlern gab; aber ſeine Vorliebe für ſie wurde zugleich durch die beſten Gründe der Staatskunſt gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erſte Jugend unter dieſem Volke

verlebt, und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigenthümliche Volk am besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besondern Sinn für Geschäfte, den sie ihren Erzieherinnen abgelernt, und nachher in der italienischen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte, und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfangen, und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an seinem Hofe. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung ahnete, die in dem schwankenden Gemüthe dieser Fürstin für sie bereitet lag.[1]

[1] Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. I. L. I. 24. bis 30. Meteren. II. B. 61. Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-bas (autore Hoppero). T. II. Vita Vigl. 18. 19.

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes, und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, so bald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanktion und gesetzmäßige Stärke geben. Zum letztenmal zeigte er sich hier seinem niederländischen Volke, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er eilf neue Ritter des goldenen Vließes, ließ seine Schwester auf einem Stuhl neben sich niedersitzen, und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die aufgelegten Steuern und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf diesem Reichstag in Bewegung, und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade fürs Künftige, und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernstlichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bei der Wahl einer

Oberſtatthalterin, ſetzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünſche der Nation zu Rathe gezogen und für eine Eingeborne entſchieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan ſei. Er ermahne ſie alſo, durch ihre Dankbarkeit ſeine Wahl zu ehren, und ſeiner Schweſter, der Herzogin, wie ihm ſelbſt zu gehorchen. Sollten, ſchloß er, unerwartete Hinderungen ſich ſeiner Wiederkunft entgegenſetzen, ſo verſpreche er ihnen, an ſeiner Statt den Prinzen Karl, ſeinen Sohn zu ſenden, der in Brüſſel reſidieren ſollte.[1]

Einige beherztere Glieder dieſer Verſammlung wagten noch einen letzten Verſuch für die Gewiſſensfreiheit. Jedem Volk, meinten ſie, müſſe nach ſeinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menſchen nach ſeiner Leibesconſtitution. So könne man zum Beiſpiel den Süden unter einem gewiſſen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, ſetzten ſie hinzu, würden ſich die Fläminger zu einem Joche verſtehen, worunter ſich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeußerſte wagen. Dieſe Vorſtellung unterſtützten auch einige Räthe des Königs, und drangen ernſtlich auf Milderung jener ſchrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrſchen, war ſeine Antwort, als über Ketzer.[2]

Nach einer Einrichtung, die ſchon Karl der Fünfte gemacht hatte, waren der Oberſtatthalterin drei Rathsverſammlungen oder Kammern zugegeben, welche ſich in die Verwaltung der Reichsgeſchäfte theilten. So lange Philipp ſelbſt in den Niederlanden anweſend war, hatten dieſe drei Gerichte ſehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erſte von ihnen, der Staatsrath, beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen ſie ihren vorigen

[1] Burg. L. I. 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. Strad. L. 1. 32.
[2] Bentivogl. L. I. p. 10.

Glanz wieder. In dem Staatsrath, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, saßen der Bischof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präsident des geheimen Raths, Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präsident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vließes, alle Geheimeräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der schon durch Karl den Fünften dem geheimen Rath in Brüssel untergeben worden war, hatten im Staatsrath Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beschäftigte sich mit dem Gerichtswesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes, und fertigte die Begnadigungsscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt, oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, mit der Grafschaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Ostfriesland, Oberyssel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambresis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und sein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unserer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, dem der Graf von Megen in der Statthalterschaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Vließes und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Commando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtssachen nichts zu sagen

hatte. Brabant allein ſtand unmittelbar unter der Oberſtatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüſſel zu ihrem beſtändigen Wohnſitz erwählte. Die Einſetzung des Prinzen von Oranien in ſeine Statthalterſchaften geſchah eigentlich gegen die Conſtitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerſtreut beſaß, oder als Vormund ſeines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeſchränkte Vertrauen der Nation in ſeine Geſinnungen, erſetzten an wirklichem Anſpruch, was ihm an einem zufälligen abging. [1]

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn ſie vollzählig war, aus dreitauſend Pferden beſtehen ſollte, jetzt aber nicht viel über zweitauſend betrug, wurde in vierzehn Escadronen vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arſchot, die Grafen von Hoogſtraten, Boſſu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Dieſe Reiterei, welche durch alle ſiebenzehn Provinzen zerſtreut war, ſollte nur für ſchnelle Bedürfniſſe fertig ſtehen; ſo wenig ſie auch zu größern Unternehmungen hinreichte, ſo war ſie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet. [2] Außer ihr ſollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu ſich aber die Staaten bis jetzt nicht verſtehen wollten. Von den ausländiſchen Truppen waren noch einige deutſche Regimenter im Dienſt, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertauſend Spanier, über welche ſo viel Beſchwerde geführt wurde, ſtanden unter zwei ſpaniſchen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Grenzſtädten in Beſatzung.

[1] Meteren. I. Bd. 1. Buch. 46. Burgund. L. I. p. 7. 25. 30. 34. Strad. L. I. 20 sq. A. G. d. v. N. III. 21.

[2] Burgund. L. I. 26. Strad. L. I. 21 sq. Hopper. 18. 19 sq. Thuan. T. II. 489.

Unter den niederländiſchen Großen, welche der König bei dieſer Stellenbeſetzung vorzüglich auszeichnete, ſtehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief ſchon damals der Haß gegen dieſe beiden, und gegen den letztern beſonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, ſo gab er ihnen dennoch dieſe öffentlichen Merkmale ſeiner Gunſt, weil ſeine Rache noch nicht reif war, und das Volk ſie ſchwärmeriſch verehrte. Beider Güter wurden ſteuerfrei erklärt,[1] die einträglichſten Statthalterſchaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Commando über die zurückgelaſſenen Spanier ſchmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er ſehr entfernt war wirklich in ſie zu ſetzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch dieſe öffentlichen Beweiſe ſeiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn ingeheim deſto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hauſe Lothringen dieſen verdächtigen Vaſallen zu kühnern Anſchlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwiſchen ihm und einer Prinzeſſin dieſes Hauſes zu Stande kommen ſollte, und zernichtete ſeine Hoffnung, die ihrer Erfüllung ſo nahe war; eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat.[2] Der Haß gegen dieſen gewann es ſogar einmal über ſeine angeborne Verſtellungskunſt, und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Vließingen an Bord ging, und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er ſich ſo weit, den Prinzen rauh anzulaſſen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandriſchen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geſchehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antrieb und den rechtmäßigſten Beweggründen gethan. Nein, ſagte Philipp, indem er ſeine Hand ergriff, und ſie heftig ſchüttelte, nicht die Staaten, ſondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz ſtand

[1] Wie auch des Grafen von Hoorn. A. G. d. v. N. III. B. 8.
[2] Watson. T. I. 137.

verſtummt; und ohne des Königs Einſchiffung abzuwarten, wünſchte er ihm eine glückliche Reiſe, und ging nach der Stadt zurück.[1] So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks längſt ſchon im Buſen trug, und dieſe doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der ſpaniſchen Krone ſieben ihrer edelſten Steine entriſſen hat.

Philipp hatte ſeinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch ſo gnädig entließ. Die geſetzmäßige Form eines Reichstags, dieſe Willfährigkeit, ſeine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, dieſe Gefälligkeit, die wichtigſten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu beſetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfaſſung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrath wieder zurücknahm, waren Aufmerkſamkeiten, deren ſich ſeine Großmuth in der Folge nie wieder ſchuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beiſtande, wo möglich, die große Schuldenlaſt zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er ſich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung ſeiner wichtigen Uſurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete ſeinen Abſchied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er ſie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er dieſem unglücklichen Volke zugedacht hatte, ſollten den heitern Glanz der Majeſtät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener ſchreckliche Ruhm war ſeinen Stellvertretern beſchieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländiſchen Adel mehr geſchmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geſchichtſchreiber Strada, der von allem, was die Oberſtatthalterin betraf, aus

[1] Vie et Généalogie de Guillaume I., Prince d'Orange

ihren eignen Papieren am beſten unterrichtet ſein konnte,[1] hat uns einige Artikel aus der geheimen Inſtruktion aufbehalten, die ihr das ſpaniſche Miniſterium gab. Wenn ſie merkte, heißt es darin unter anderm, daß die Räthe durch Faktionen getheilt, oder, was noch weit ſchlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüſtet und mit einander verſchworen ſeien, ſo ſollte ſie die ganze Rathsverſammlung aufheben, und in einem engern Ausſchuß eigenmächtig über den ſtreitigen Artikel verfügen. In dieſem engern Ausſchuß, den man die Conſulta nannte, ſaßen der Biſchof von Arras, der Präſident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben ſo ſollte ſie verfahren, wenn dringende Fälle eine raſchere Entſchließung erforderten. Wäre dieſe Anſtalt nicht das Werk eines willkürlichen Deſpotismus geweſen, ſo könnte vielleicht die vernünftigſte Staatskunſt ſie rechtfertigen, und ſelbſt die republikaniſche Freiheit ſie dulden. Bei großen Verſammlungen, wo viele Privatverhältniſſe und Leidenſchaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durch einander ſtürmen, kann ſelten ein Rathſchluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geſchieht, wenn die Mitglieder gut gewählt ſind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichern Menge mehr beſchränkte als erleuchtete Köpfe vorauszuſetzen ſind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht ſelten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen ſollte, war dieſe: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung geſtimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, dieſe Verordnung, wenn ſie die Oberhand behalten, eben ſo bereitwillig zu befördern, als wenn ſie ihre eifrigſten Verfechter geweſen wären. Dadurch würde ſie nicht nur das

[1] Strad. L. II. 49. L. I. 34.

Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Ungewißheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern, und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen.[1]

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlassen können, so lange er die Obergewalt im Staatsrath und den Gehorsam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen, und sich zugleich der Statthalterin zu versichern, unterwarf er sie selbst und in ihr alle Reichsangelegenheiten der höhern Einsicht des Bischofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der furchtbarsten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majestät, angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben scheint; weil er diesen in Brüssel wußte, konnte er in Segovien schlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahrs 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo in Biscaya gerettet ans Land stieg, und seine finstere Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abscheuliches Gelübde. In die Hände eines Priesters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwischte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volks.[2]

[1] Strad. Dec. I. L. I. 34

[2] Allg. Gesch. d. v. Niederlande III. 27. 28.

Zweites Buch.

Cardinal Granvella.

Anton Perenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämmtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Cardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besançon in der Grafschaft Burgund geboren. Sein Vater, Nicolaus Perenot, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eigenes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm, und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinete des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen, und erwarb sich ein großes Vermögen.[1] Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde

[1] Meteren 60. Strad. 47.

Verdienste gestellt hatten. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier ließ er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so große Obergewalt über zwei Könige gab.[1] Karl bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem größten Beifall seines Monarchen beendigte, und als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meisterstücke seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, sie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal von Lothringen die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mitarbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengang in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht

[1] Allg. Gesch. d. v. Niederlande. II. Bd. 526.

hatte, gewann Kraft und Anmuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe der Geistes durchspähte er das Gemüth seines Herrn, und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hilfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geist entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand Granvella; so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte Philipp der Zweite beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen, aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, daß so außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben gesammelt und in diesem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser Letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so nothwendig war es seiner furchtsamen schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen, und seiner eignen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit und keine Angelegenheit des königlichen Hauses kam, so lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvellas zu Stande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben so wichtiges Geschenk mit diesem Minister,

als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an Kreaturen verschenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verschlossene Selbstsucht eines Charakters, wie Philipp war, so weit zu überwinden, daß sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluß gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beseelte, das süße Bewußtsein eigener Ueberlegenheit und Kraft mußte er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blick des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigenthümlich besaß, um sie von der Großmuth des Königs zum zweitenmal zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieser fließen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten.[1] Weniger Staatsmann, als er, errichtete sich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen, und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eignen Namen — aber Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

[1] Strada. 65.

Dreimal wechselte Granvella seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden mehrentheils, selbst wenn sie in einem Hause beisammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augusts und Tibers herschreiben soll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch, durch dieses Mittel seine Rathschläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und sich im Nothfall mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchieen, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine andern Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eignen Ueberlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eignen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er

seine eigne niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigern Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheit, und den ersten Urheber alles Elends, welches nachher über sie gekommen ist. [1]

(1559.) Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen ließ, mußten durch eine gefürchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arm eines Unterthans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühete das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glücke des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schooße loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit

[1] Strad. Dec. I. L. II. 47. 48. 49. 50. Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten, und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieser fanatische Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln; diese Geringschätzung des Lebens und Eigenthums furchtsame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewisse Licenz eingeführt, und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüberbrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen sein, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. Karl der Fünfte hatte die niederländischen Großen verwöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem castilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloß. Im letztern französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermißten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaiserthums von der spanischen Monarchie

und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und außer ihrem Vaterland wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jetzt seine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicherweise in den Beschwerden des Vaterlands einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedner, als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Werth einer fünften betrugen; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel bloßgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Calvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung, und

ſtunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen.[1]

Dieſe gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarſchaft Frankreichs verſchlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schickſal dieſes Reichs konnte er das Schickſal ſeiner Niederlande vorbildlich angekündigt leſen, und der Geiſt des Aufruhrs konnte dort ein verführeriſches Muſter finden. Aehnliche Zufälle hatten unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieſes Königreich geſtreut; eine ähnliche Raſerei der Verfolgung und ein ähnlicher Geiſt der Faktion hatte ſein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampf, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen, und führten dieſen mächtigen Staat gewaltſam an den Rand ſeines Untergangs. Hier wie dort konnten ſich Eigennutz, Herrſchſucht und Parteigeiſt in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenſchaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfließt im walloniſchen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher ſeine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang verſagen, deſſen Sprache, Sitten und Charakter zwiſchen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Muſterung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen in dieſen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß ſie, iſt eine zuſammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchieen der Chriſtenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiſeſte Erſchütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es ſind drohende Vulkane, die, durch unterirdiſche Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit ſich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet ſein, weil ſie von allen Völkern

[1] Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 22. Strad. 47.

lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schließen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen.[1]

So fand Granvella die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papstthums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hilfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mußten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubensedikte hinreichend zu sein, der ketzerischen Ansteckung zu wehren; aber diesen fehlte es an Aufsehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den früheren Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß, und leichter übersehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Gestalt der Provinzen verwandelte, hatte diese Form der Hierarchie unverändert gelassen, welche außerdem, durch die besondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkür ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebenzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzstiften von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Rausch eines üppigen Lebens

[1] Strad. L. III. 71. 72. 73.

wieder verloren. Karl den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den innern Angelegenheiten seiner Länder, und Maximilian hatte schon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung untersagte Karln dem Fünften die Ausführung dieses weitläuftigen Plans, welchen nunmehr Philipp der Zweite als ein Vermächtniß aller dieser Fürsten übernahm.[1] Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Noth der Kirche diese Neuerung entschuldigen, und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die sich aus allen Gegenden Europens in den niederländischen Städten zusammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mußten sich ihre Distrikte nothwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen sein.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Köln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoß für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigenthum ansehen konnte, so lange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken war kein besseres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurfe stieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken

[1] Burgund. 46. Strad. 22.

Zuwachs bekam, und ihm ſelbſt das Uebergewicht auf dem Reichstag genommen wurde. Die Einkünfte, wovon dieſe neuen Biſchöfe leben ſollten, mußten den Aebten und Mönchen entriſſen werden, und dieſe machten einen anſehnlichen Theil der Reichsſtände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Proteſtanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das heimlichſte betrieben. Franz Sonnoi, ein Prieſter aus der Stadt Löwen, Granvellas unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten, und berichtet ihm, wie ausgedehnt dieſe Lande ſeien, wie geſegnet und menſchenreich, wie üppig in ihrer Glückſeligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachläſſigt, und die Ketzer kommen auf. Dieſem Uebel zu ſteuern, muß der römiſche Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht ſchwer, den römiſchen Biſchof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis ſeiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte ſetzt ein Gericht von ſieben Kardinälen nieder, die über dieſe wichtige Angelegenheit berathſchlagen müſſen; das Geſchäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet ſein Nachfolger Pius der Vierte.[1] Die willkommene Botſchaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Miniſter wird in der Stille mit der gefährlichen Vollſtreckung belaſtet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Bisthümern ſind dreizehn neue errichtet, nach den ſiebenzehn Provinzen des Landes, und viere derſelben zu Erzſtiften erhoben. Sechs ſolcher biſchöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbuſch, Gent, Brügge, Ypern und Rüremonde, ſtehen unter dem Erzſtift zu Mecheln; fünf andere, Haarlem, Middelburg, Leeuwarden, Deventer und Gröningen, unter dem Erzſtift

[1] Burgund. 46. Meteren 57. Vigl. Vit. T. I. 34.

von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln in der Mitte Brabants und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen, und nebst mehrern reichen Abteien, Granvellas Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitz ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthum sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amt zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrung und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischof von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein- oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung. [1]

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifall aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich, und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Constitution, schreit man, ist unter die Füße getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die

[1] Burg. 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 15. Vit. Vigl. 34. Strad. 23. Reid. 6. Hopper Recueil des Troubles de Pays-bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Distrikte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen. [1]

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbrief des fröhlichen Einzugs vorbehalten — Statuten, die der Souverän nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, daß in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sei. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdies als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte. [2] Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als

[1] Grotius 15 sq. Vita Vigl. T. II. 28 sq.

[2] Abt von Affligbem.

dienſtbare Auflaurer der Krone, jedem fürchterlich machten. „Wer," hieß es, „wird es künftighin wagen, vor ſolchen Aufſehern die Stimme im Parlament zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beiſein gegen die räuberiſchen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hilfsquellen der Provinzen ausſpüren, und die Geheimniſſe unſerer Freiheit und unſers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden ſie ſperren; bald werden wir ihnen ſeine Höflinge folgen ſehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament beſetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten." „Welche Gewaltthätigkeit," fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen, und, was fromme Mildthätigkeit in dieſen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieſer Biſchöfe dienen zu laſſen, und mit dem Raube der Armuth ihren ſtolzen Pomp zu verherrlichen?" Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch dieſe Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entfernteſten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung ſich ſchmeicheln konnten, daſſelbe Benefiz dereinſt zu genießen, empfanden dieſen Verluſt ihrer Hoffnung, als wenn ſie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geſchlechter. [1]

In dieſem allgemeinen Tumulte haben uns die Geſchichtſchreiber den leiſen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen laſſen, der dieſe durcheinanderſtürmenden Leidenſchaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht iſt. Auf ſein Anſtiften geſchah es, daß die Brabanter ſich von der Regentin einen Wortführer und Beſchützer erbaten, weil ſie allein unter allen übrigen niederländiſchen Unterthanen das Unglück hätten, in

[1] Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strad. 36.

einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhält," ließ er sich im Staatsrath verlauten, „wird hoffentlich einsehen, daß er Brabant mit dem König von Spanien theilt." [1] Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hof in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, sich zu einem Zweck zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den Vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen, und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König nach Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste, und die Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprießlich sei; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seien die grundlosesten Gerüchte ebenso gefährlich, als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentin noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Bischof verschont bleiben sollte. [2]

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum Widerspruch.

[1] Strad. III. 80. 84.

[2] Burgund. 60. 61. Meteren 59. Vita Vigl. T. II. 29. 30. Strad. III. 79. Thuan II. 488.

Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, daß sie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beistimmung befördern, und dem Vortheil des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rüremonde und Leeuwarden setzten sich standhaft entgegen, und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Haarlem, St. Omer und Middelburg sind von den ersten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumph mangelte alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde. [1]

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und mißtrauisch machte; und doch wollte er sich nicht gern dieses mächtigen Beistands berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn alles haßte, und bei einem Auftrage, wo ihm alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sah sich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem König ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmüthig

[1] Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 24.

erklärt, daß man sie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, so lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes wäre bei weitem dringender, als eines Ueberfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entstünde, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben sein, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, diese Truppen im mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft (1561), und das Jubelgeschrei aller Provinzen begleitete ihre Segel. [1]

Unterdessen herrschte Granvella beinahe unumschränkt in dem Staatsrath. Alle Aemter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterin selbst stand unter seinen Gesetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt. [2] Selten geschah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgelesen, so hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, daß diese Briefwechsel nach Spanien die Blöße des Staats,

[1] Strad. 61. 62. 63.
[2] Meteren 61. Burgund. 37.

oder die Besorgnisse der Statthalterin sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu setzen war. Trug es sich zu, daß die Parteien dem Minister überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden.[1] Den Grafen Barlaimont, den Präsidenten Viglius und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senat, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Werth, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souveräner Fürsten so äußerst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz eines Plebejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella persönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er seine Heirath mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben, und eine andere Verbindung mit der Prinzessin von Sachsen rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen von Hoorn hatte er die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtei, um die sich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der Einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstandes hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen

[1] Meteren 61.

die Staatskunſt nicht weniger, als er gegen die Beſcheidenheit ſündigte. Schwerlich konnte bei damaliger Stellung der Dinge eine ſchlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzuſetzen. Es ſtand bei ihr, ſeinen Neigungen zu ſchmeicheln, ihn hinterliſtig und unwiſſend für ihren Plan zu gewinnen, und die Freiheit der Nation durch ihn ſelbſt unterdrücken zu laſſen. Jetzt erinnerte ſie ihn, ſehr zur Unzeit, an ſeine Pflichten, ſeine Würde und ſeine Kraft, nöthigte ihn ſelbſt, Patriot zu ſein, und einen Ehrgeiz, den ſie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu ſchlagen. Die Glaubensverordnungen durchzuſetzen, hatte ſie den thätigſten Beiſtand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß dieſe wenig Eifer bewieſen, ihr dieſen Beiſtand zu leiſten. Vielmehr iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſie in der Stille daran arbeiteten, die Hinderniſſe des Miniſters zu häufen und ſeine Maßregeln umzukehren, um durch ſein ſchlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen, und ſeine Verwaltung dem Spott preiszugeben. Offenbar ſind der Lauigkeit ihres Eifers die ſchnellen Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Reformation, trotz jener ſchrecklichen Edikte, während ſeiner Regentſchaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels verſichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die ſich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwiſchen Thränen und ſtillen Seufzern, bis ihn die Künſte und das Beiſpiel der Edeln hervorlockten. [1]

Indeſſen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensunterſuchungen mit neuer Thätigkeit fortgeſetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorſam geleiſtet. Aber dieſes abſcheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden ſein mochte; für eine ſo rohe Behandlung war die Nation ſchon zu edel. Die neue

[1] Grot. 8—14. Strad. 51.

Religion konnte jetzt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt eben so viele verführerische Ausstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papsts, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete schaarenweis die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Calvinist, Namens Launoi, stand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß sie Krankheiten vorgeben, und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel schaarenweis mit sich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemächtigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, daß sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen, und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle

von dem Geheimniß hinweggezogen, in welchem der Anhang der Proteſtanten bisher verſchleiert lag, und den Miniſter ihre ungeheure Anzahl errathen laſſen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftauſend bei einer ſolchen Predigt erſcheinen ſehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordiſchen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarſchaft Deutſchlands und Dänemarks die Quellen der Anſteckung vermehrte? Eine ſo furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Vorborgenheit gezogen. — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche ſich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten, und nur einem günſtigeren Zeitpunkt entgegen ſahen, es laut zu thun? [1]

Dieſe Entdeckung beunruhigte die Regentin aufs äußerſte. Der ſchlechte Gehorſam gegen die Edikte, das Bedürfniß des erſchöpften Schatzes, welches ſie nöthigte, neue Steuern auszuſchreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der franzöſiſchen Grenze vermehrten noch ihre Bekümmerniſſe. Zu gleicher Zeit erhält ſie Befehle von Madrid, zweitauſend niederländiſche Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen zu laſſen, die in dem Bedrängniß des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land ſie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte ſie ſo nahe, wie irgend ein Schickſal ſeines Hauſes, und ſtand in dieſem Falle ſtets bereit, ſein Eigenthum fremdem Bedürfniſſe aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, ſo war er wenigſtens königlich und groß, und die kühne Haltung dieſer Maxime gewinnt wieder an unſerer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unſerer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrath den königlichen

[1] Burgund. 53. 54. 55. Strad. L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. 1. 25.

Willen, wo ſie von Seiten des Adels den heftigſten Widerſpruch findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt ſehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachſamkeit auf. Bis jetzt, ſagten ſie, haben die deutſchen Proteſtanten dem Kampf ihrer Glaubensbrüder müßig zugeſehen; aber werden ſie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unſern Beiſtand verſtärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken, und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieſer Meinung bei; die Vorſtellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin ſelbſt, wie der Miniſter, müſſen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigner Vortheil ſcheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten ſie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquiſition ihre einzige Stütze nehmen, und ſich ſelbſt, ohne Beiſtand, in einem aufrühreriſchen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin, zwiſchen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eignen Furcht getheilt, nichts Entſcheidendes zu beſchließen wagt, ſteht Wilhelm von Oranien auf, und bringt in Vorſchlag, die Generalſtaaten zu verſammeln. Dem königlichen Anſehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als dieſe Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment ſo verführeriſche Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Miniſter entging die Gefahr nicht, die ſich über ihm zuſammenzog; ein Wink von ihm erinnert die Herzogin, die Berathſchlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung," ſchreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen ſich ſelbſt handeln, als wenn ſie zugibt, daß die Stände ſich verſammeln. Ein

ſolcher Schritt iſt zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Verſuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuſchränken; aber jetzt iſt er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geiſt des Aufruhrs ſchon weit umher ſich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verluſt ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlaſſen werden, das Anſehen der Biſchöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künſte des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beiſtand der Nation ſicher zu rechnen haben.“ Dieſe Vorſtellung, der es wenigſtens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenverſammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu ſchleuniger Abſendung der verlangten Hilfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was ſie erhielt, war, ſtatt der Subſidien, Geld an die Königin Mutter zu ſchicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkt noch willkommener war. Um aber doch wenigſtens die Nation mit einem Schattenbilde republikaniſcher Freiheit zu täuſchen, beruft ſie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vließes zu einer außerordentlichen Verſammlung nach Brüſſel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfniſſe des Staats zu berathſchlagen. Nachdem ihnen der Präſident Viglius den Gegenſtand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieſer Zeit verſammelt ſie der Prinz von Oranien in ſeinem Palaſte, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorſtellt, ſich noch vor der Sitzung zu vereinigen, und gemeinſchaftlich die Maßregeln zu beſtimmen, wornach bei gegenwärtiger Gefahr des Staats gehandelt werden müſſe. Viele ſtimmen dieſem Vorſchlag bei, nur Barlaimont mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella, hatte den Muth, in dieſer Geſellſchaft zum Vortheile der Krone

und des Miniſters zu reden. „Ihnen," erklärte er, „gebühre es nicht, ſich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und dieſe Vorhervereinigung der Stimmen ſei eine geſetzwidrige, ſtrafbare Anmaßung, deren er ſich nicht ſchuldig machen wolle;" eine Erklärung, welche die ganze Zuſammenkunft fruchtlos endigte. [1] Die Statthalterin, durch den Grafen Barlaimont von dieſem Vorfall unterrichtet, wußte die Ritter während ihres Aufenthalts in der Stadt ſo geſchickt zu beſchäftigen, daß ſie zu fernern Verſtändniſſen keine Zeit finden konnten. Indeſſen wurde mit ihrer Beiſtimmung doch in dieſer Sitzung beſchloſſen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reiſe nach Spanien thun ſollte, um den König von dem jetzigen Zuſtand der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin ſchickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit allem bekannt machte, was bei jener Zuſammenkunft zwiſchen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämiſchen Botſchafter ſchmeichelte man in Madrid mit leeren Betheurungen königlicher Huld und väterlicher Geſinnungen für die Niederlande; der Regentin wird anbefohlen die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter ſeinen vornehmſten Gliedern zu ſtiften. [2]

Eiferſucht, Privatvortheil und Verſchiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinſchaftliche Schickſal ihrer Zurückſetzung und der Haß gegen den Miniſter hatte ſie wieder verbunden. So lange ſich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberſtatthalterſchaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß ſie auf den verſchiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander ſtießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beide trafen ſich wieder

[1] Burgund. 63. 65. vita Vigl. T. II. 25. 26. Strad. 82.
[2] Strad. L. III. 83.

in der Republik, wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mußten sich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte sie einander eben so bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniß knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen sein würde. [1] Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese Beiden ausschließend beehrte, suchte sie den Neid und das Mißtrauen der Uebrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den letztern belohne.

Die Oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländischen Marine, den König nach Biscaya geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

[1] Burgund. 45. Strad. 83. 84.

(1562.) Unterdeſſen war auch Montigny von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrath die günſtigen Geſinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche dieſem Berichte ganz widerſprachen und weit mehr Glauben verdienten. Durch ſie erfuhr er alle die ſchlimmen Dienſte, welche Granvella ihm und ſeinen Freunden bei dem König leiſtete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländiſchen Adels belegte. Es war keine Hilfe vorhanden, ſo lange der Miniſter nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieſes Unternehmen, ſo verwegen und abenteuerlich es ſchien, beſchäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwiſchen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beſchloſſen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinſchaftlichen Brief an den König aufzuſetzen, den Miniſter förmlich darin zu verklagen, und mit Nachdruck auf ſeine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arſchot, dem dieſer Vorſchlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der ſtolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Geſetze anzunehmen geſonnen ſei; daß er ſich über Granvella nicht zu beſchweren habe, und es übrigens ſehr vermeſſen finde, dem Könige vorzuſchreiben, wie er ſich ſeiner Miniſter bedienen ſolle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter dem Adel ausgeſtreut hatte, ſchon Wurzel geſchlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Miniſters den Abſcheu vor ſeiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentſchloſſen vor dieſem Antrag zurück. Dieſe fehlgeſchlagene Erwartung ſchlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geſchrieben, und alle drei unterzeichnen ihn.[1] (1563.)

[1] Strad. 85. 86.

Granvella erſcheint darin als der erſte Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchſte Gewalt in ſo ſtrafbaren Händen ſei, wäre es ihnen unmöglich, erklären ſie, der Nation und dem König mit Nachdruck zu dienen; alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widerſetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, ſobald es Sr. Majeſtät gefiele, dieſen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In dieſem Falle, ſetzten ſie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Anſehen des Königs und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig ſei, als dem Cardinal Granvella, in dieſen Ländern zu erhalten. [1]

So geheim dieſer Brief auch abging, ſo erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den ſie ihm in aller Eile voranſchickte. Einige Monate verſtrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelinde, aber unbeſtimmt. „Der König," enthielt ſie, „wäre nicht gewohnt, ſeine Miniſter auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Cardinals von allgemeinen Beſchuldigungen zu einzelnen Beweiſen herabſtiegen, und wenn ſie nicht Luſt hätten, dieſes ſchriftlich zu thun, ſo möge einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung ſollte begegnet werden. [2] Außer dieſem Brief, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eignes Handſchreiben von dem König, worin der Wunſch geäußert war, von ihm beſonders zu erfahren, was in jenem gemeinſchaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden ſei. Auch der Regentin ward auf das pünktlichſte vorgeſchrieben, was ſie allen dreien zugleich und dem

[1] Burgund. L. I. 67. Hopper 30. Strada 87. Thuan. Pars. II. 489.
[2] Vit. Vigl. T. II. 32. 33. Grot. 16. Burg. 68

Grafen von Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sei, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse ungleich, worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zweck vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war. [1]

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs keine Genüge; sie hatten den Muth, noch einen zweiten Versuch zu wagen. „Es habe sie nicht wenig befremdet," schrieben sie, „daß Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seien sie auf das vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen es zu verlassen, und um Granvellas willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so

[1] Strada 88.

hofften sie in Zukunft damit verschont zu sein, dem Senat beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, und wo sie weder dem König noch dem Staat etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden." [1] Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen Egmont, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde ihre Vorstellungen in Ueberlegung nehmen; indessen ersuche man sie, den Staatsrath, wie bisher, zu besuchen."

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Gesuch stattfinden zu lassen; darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrath weg, und verließen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmuth dieses Priesters zu martern, und von seiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. Diese Absicht erreichten sie zwar nicht, aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, sobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verscherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des

[1] Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verleumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die große Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzu freigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Uebung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangsale seinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltthätig aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter treulose Glieder verbunden, lauter Menschen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — so stand er, bloßgestellt dem Muthwillen, dem Undank, der Parteisucht, dem Neide und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgelösten Volks. Es ist merkwürdig, daß der Haß, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit überschreitet, die man ihm zur Last legen konnte, daß es seinen Anklägern schwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsspruch zu rechtfertigen, den sie im Allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus seine Schlachtopfer zum Altar, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menschenrechte verspottet und Elende gemacht. Unter Karln dem Fünften hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher schmerzen sollen — unter dem Herzog von Alba wurde sie zu einem weit unnatürlicheren Grade getrieben, daß Granvellas Verwaltung gegen die seines Nachfolgers noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß sein Zeitalter den Grad persönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den letztern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanz hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabeneren Stand vielleicht dem Muthwillen seiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben diese Würde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte, machte ihn desto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel, und eine anstößige verhaßte Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er ins Künftige handeln würde. Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Bösewicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine Achtung gebietenden Talente, selbst nicht einmal seine schreckliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter schützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in seinem Beispiel unnatürlich vermengt. [1] Verhaßte Gerüchte brandmarkten seine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es ihm galt, oder von ihm stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten, und die feinern Grenzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an

[1] Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont, seine Bedienten eine gemeinschaftliche Livorei tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Cardinalshut aus, und jede Erscheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter; diese Narrenkappe wurde nachher, weil sie dem Hofe anstößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm, und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. Vit. Vigl. T. II. 35. Thuan. 489. Das Ansehen des Cardinals sank endlich so weit herab, daß man ihm öffentlich einen satyrischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er über einem Haufen Eier sitzend vorgestellt war, woraus Bischöfe hervorkrochen. Ueber ihm schwebte ein Teufel mit der Randschrift: Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören! Allg. Gesch. der ver. Niederl. III. 40.

außerordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung. [1]

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schranken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über der Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. Ihre Stimme ist so furchtbar, daß selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, daß seine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einzigesmal in dem Cardinal Mazarin wiederholt; aber es war, nach dem Geiste beider Zeiten und Nationen, verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes sah sich aus einem langen Zustand der Knechtschaft unter Richelieu's Verwaltung in eine plötzliche,

[1] Hopper. L. I. 35.

ungewohnte Freiheit versetzt; diese traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländischen Unruhen in republikanischer Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armuth, ausgelassen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeisterten jene, diese Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habsucht, Granvellas Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft; dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister suchte in der Zuneigung seiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländische Minister forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pöbel, den sie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieser mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anstatt daß die Erstern ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle selbst vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch ganz besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hof der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über seine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder daß sein längeres Verweilen den

gedrohten Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel hatten sie endlich in den Stand gesetzt ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nachtheiligen Stimmung für den Cardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußte. „Man wundere sich sehr," sagte ihr unter andern Graf Egmont, „daß der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sei, und von dem man also wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthanen könne leiden sehen — einem fremden Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein, setzte der Graf hinzu, „habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sei; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterin überlassen, und sie hiemit gewarnet haben. Weil sich der größte Theil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrath zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senat ließ seine hochmüthige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentin empfand jetzt, daß sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblick an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Secretär, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über

alle Verhältniſſe des Cardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinterbringen, und auf dieſe Art den Entſchluß zu ſeiner Verbannung in ihm ſelbſt entſtehen zu laſſen. Was ſie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geſchickte Art in den mündlichen Bericht einzumiſchen, den ihm der König wahrſcheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte ſeinen Auftrag mit aller Geſchicklichkeit eines vollendeten Hofmanns; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von ſeinem Miniſter, in ſeinem Gemüthe nicht umſtürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieſer Monarch mit der Staatsklugheit und ſeinem Vorurtheil zu Rathe, bis endlich Granvella ſelbſt ſeinem zaudernden Vorſatz zu Hilfe kam, und freiwillig um ſeine Entlaſſung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abſcheu der ganzen niederländiſchen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringſchätzigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neid als der Schande bloßſtellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt haben, für ſein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr ſchwebte; vielleicht wollte er ſeine Entlaſſung lieber unter dem Namen eines Geſchenks, als eines Befehls, von dem König empfangen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beiſpiele jener Römer, mit Anſtand thun. Philipp ſelbſt, ſcheint es, wollte der niederländiſchen Nation lieber jetzt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihr ſpäter in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigſtens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war ſeinem Eigenſinne überlegen, und die Klugheit ſiegte über ſeinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entſcheidung des Königs ausgefallen ſei. Wenige Tage nach Armenteros Zurückkunft ſah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen

Geſichtern entwichen, die ihm bis jetzt noch dienſtfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um ſeine Perſon, ſeine Schwelle wurde verlaſſen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Läſterung, die ihn während ſeiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, ſchonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er ſie aufgab. Kurz vorher, eh' er ſein Amt niederlegte, unterſteht man ſich zu behaupten, ſoll er eine Ausſöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünſcht, und ſich ſogar erboten haben, ihnen, wenn um dieſen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun.[1] Es iſt klein und verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer ſolchen Nachrede zu beſudeln, aber es iſt noch verächtlicher und kleiner, ſie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf ſich dem königlichen Befehl mit anſtändiger Gelaſſenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geſchrieben, daß er ihm, im Fall er die Niederlande würde räumen müſſen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte ſich dieſer, ob es rathſam wäre, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler in der Gunſt ſeines Königs herbeizurufen, oder einen ſo wichtigen Freund, ein ſo koſtbares Werkzeug ſeines alten Haſſes gegen die niederländiſchen Großen, von ſich zu weiſen. Die Rache ſiegte über ſeine Furcht, und er unterſtützte Granvellas Geſuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber ſeine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieſes Miniſters in Madrid alle Beſchwerden der niederländiſchen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde; denn nunmehr, ſagte er, würde man die Quelle ſelbſt, deren Ausflüſſe er bis jetzt nur verdorben haben ſollte, durch ihn vergiftet glauben. Er ſchickte ihn alſo nach der Grafſchaft Burgund,

[1] Reidan. 4.

ſeinem Vaterland, wozu ſich eben ein anſtändiger Vorwand fand. Der Cardinal gab ſeinem Abzug aus Brüſſel den Schein einer unbedeutenden Reiſe, von der er nächſter Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die ſich unter ſeiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl ſich im Senat zu Brüſſel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieſer letztere Umſtand ſeine Wiederkunft nicht ſehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, ſo ſchlug dennoch die entfernteſte Möglichkeit ſeiner Wiederkunft gar ſehr den Triumph nieder, den man über ſeinen Abzug feierte. Die Statthalterin ſelbſt ſcheint ungewiß geweſen zu ſein, was ſie an dieſem Gerüchte für wahr halten ſollte, denn ſie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorſtellungen und Gründe, die ihn abhalten ſollten, dieſen Miniſter zurückkommen zu laſſen. Granvella ſelbſt ſuchte in ſeinem Briefwechſel mit Barlaimont und Viglius dieſes Gerücht zu unterhalten, und wenigſtens noch durch weſenloſe Träume ſeine Feinde zu ſchrecken, die er durch ſeine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einfluſſe dieſes Mannes ſo übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus ſeinem eigenen Vaterland verjagte.

Nachdem Pius der Vierte verſtorben war, machte Granvella eine Reiſe nach Rom, um der neuen Papſtwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge ſeines Herrn zu beſorgen, deſſen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieſer zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsſtrichs erlag, und einen Geiſt, den kein Schickſal gebeugt hatte, von der Wolluſt übermannen ließ. Er war zweiundſechzig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italieniſchen Angelegenheiten mit unumſchränkter Vollmacht zu beſorgen. Ein finſteres Alter und der ſelbſtzufriedene Stolz einer ſechzigjährigen Geſchäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen

Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens, und einem läſtigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunſt des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunſt des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Miniſteriums wurde bald eines ſo gebieteriſchen Aufſehers müde, und Philipp ſelbſt fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten ſeines Vaters lobenswürdig fand. Nichtsdeſtoweniger vertraute er ihm noch zuletzt ſeine ſpaniſchen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Liſſabon forderte. Er ſtarb endlich auf einer italieniſchen Reiſe in der Stadt Mantua im drei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens, und im Vollgenuß ſeines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen ſeines Königs beſeſſen hatte. [1]

[1] Strad. Dec. I. L. III. IV. p. 88—98.

Der Staatsrath.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzug des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrath wieder ein, und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Entbehrlichkeit zu erweisen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Diensteifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Curien, das beste Verständniß zwischen dem Hof und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war alles zu erhalten, sobald seinem Eigensinn und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen gewesen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke unterstützte sie darin auf das nachdrücklichste, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimniß ab, das sich auf dem deutschen Reichstage so oft bewährt hat, daß man nur *viel* fordern müsse, um immer *etwas* von ihr zu erhalten. Sie selbst sah sich mit Vergnügen ihrer langen Knechtschaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Last der

Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demuth ließ sie die ganze Süßigkeit ihrer Herrschaft empfinden. [1]

(1564.) Granvella war zu Boden gestürzt, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rath und im Finanzrath zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der Oranisch- und Königlich-Gesinnten, der Patrioten und Cardinalisten fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präsident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senat, und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war von den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theologe und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatte den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert, und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der Fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheil der Nieder-

[1] Hopper. 58. Burg. 78. 79. Strad. 95. 98. Grot. 17.

lande lenken.[1] Nach dem Tode des Kaiſers war Viglius der Vorzüglichſten einer, welche Philipp aus der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er ſein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Miniſters Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntſchaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall ſeines Gönners nicht, weil er ſeine Herrſchſucht und ſeinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigſten Geſchäfte anvertraut worden waren, die geprüfteſte Treue gegen ſeinen Monarchen, und die eifrigſte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben machten ihn zum vorzüglichſten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden.[2]

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrner Geſchäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht ſtarke Seele genug, die Feſſeln des Wahnes, wie ſein Freund Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger ſchlimm genug, ſie, wie ſein Vorgänger, Granvella, ſeiner Leidenſchaft dienen zu laſſen. Zu ſchwach und zu verzagt, der kühneren Leitung ſeines eignen Verſtandes zu folgen, vertraute er ſich lieber dem bequemeren Pfad des Gewiſſens an; eine Sache war gerecht, ſobald ſie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtſchaffenen Menſchen, die den ſchlimmen unentbehrlich ſind; auf ſeine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert ſpäter hätte er ſeine Unſterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rath zu Brüſſel diente er der Tyrannei; im Parlament zu London, oder im Senat zu Amſterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt geſtorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präſidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es iſt wenig, was uns die Geſchichtſchreiber

[1] A. G. d. v. N. II. Theil. 503 u. folg.
[2] Vita Vigl.

von dem Verdienſt und den Geſinnungen dieſes Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe ſeines Vorgängers, des Cardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieſer von dem Schauplatze verſchwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das Wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günſtiges Licht auf ſeinen Charakter. Mehr als einmal bemüht ſich der Prinz von Oranien, ihn von dem Intereſſe des Cardinals abzuziehen, und ſeiner eignen Partei einzuverleiben — Beweis genug, daß er einen Werth auf dieſe Eroberung legte. Alle ſeine Verſuche ſchlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem ſchwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal ſehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten, und das Intereſſe der Krone, das ſchon in Gefahr iſt aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerſpruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes in ſeinem Hauſe verſammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquiſition vorläufig einen Schluß zu faſſen, war Barlaimont der Erſte, der die Geſetzwidrigkeit dieſes Verfahrens rügte, und der Erſte, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zuſammenkunft wiſſe, und Barlaimont ſtand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu geſtehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet ſind, verrathen einen Mann, den weder Beiſpiel, noch Menſchenfurcht verſuchen, der mit feſtem Muth und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu ſtolz und deſpotiſch dachte, um eine andere als dieſe zu wählen.[1]

Noch werden uns unter dem königlichen Anhang zu Brüſſel der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mansfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei geborne Niederländer, und

[1] Strad. 82. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterland entgegen zu arbeiten. Um so mehr muß uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen finden, und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlands nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Unwillen dem Gesetz der Nothwendigkeit, und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthschaftlich und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Großmuth ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt bei dem allgemeinen Abfall des Adels im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten, kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geists. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, welchem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und

ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathaß zu ziehen, und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mansfeld und Megen waren bis hieher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten, und redlich mit ihm zusammengehalten bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mansfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich," antwortete der Graf von Mansfeld seinem Freund, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, daß das „gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, die Milderung „der Edikte und die Entfernung des Cardinals Granvella „nothwendig mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch „jetzt gewährt, und die Ursache unserer Klagen ist gehoben. Zu „viel haben wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und

„das Anſehen der Kirche unternommen; es iſt die höchſte Zeit „einzulenken, daß wir dem König, wenn er kommt, mit offener „Stirne, ohne Bangigkeit entgegen gehen können. Ich für meine „Perſon bin vor ſeiner Ahndung nicht bange; mit getroſtem „Muthe würde ich mich auf ſeinen Wink in Spanien ſtellen, „und von ſeiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zu„verſicht erwarten. Ich ſage dieſes nicht, als zweifelte ich, ob „Graf Egmont daſſelbe von ſich behaupten könnte, aber weiſe „wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr „ſeine Sicherheit befeſtigt, und den Verdacht von ſeinen Hand„lungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schluſſe, „daß er meine „Warnungen beherzigt, ſo bleibt es bei unſerer Freundſchaft; „wo nicht, ſo fühle ich mich ſtark genug, meiner Pflicht und „der Ehre alle menſchlichen Verhältniſſe zum Opfer zu bringen." [1]

Die erweiterte Macht des Adels ſetzte die Republik beinahe einem größern Uebel aus, als dasjenige war, dem ſie eben durch Vertreibung des Miniſters entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich ſeine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu ſehr vertraut worden war, um ihr nun erſt entſagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, ſeinem herrſchenden Hange zu ſchmeicheln, und den erlöſchenden Glanz ſeines Glücks wieder herzuſtellen. Verſchwendungen führten die Gewinnſucht herbei, und dieſe den Wucher. Weltliche und geiſtliche Aemter wurden feil; Ehrenſtellen, Privilegien, Patente an den Meiſtbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit ſelbſt wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, ſprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von dieſem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath dieſe Beſchuldigung nachher auf die zwei andern Curien zurück; aber ſein eigenes Beiſpiel war es, was dieſe anſteckte. Die erfinderiſche Habſucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben,

[1] Strada 159.

Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Betheurung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen, und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jetzt unbestechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz, und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hilfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demüthigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Curien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr Biglius ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrschte, so wie sie ihn ehemals unter Granvellas Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluß wendeten

sich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Benefizen wurden von ihnen vergeben. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen, und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiel der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrath zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Secten benutzten diese Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsameren Religionsgesinnungen des Adels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehreren Protestanten ertheilte, wurden dem heiligen Amt seine besten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel seinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volk gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr, als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwohnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquisitoren, des obrigkeitlichen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügge ließ der Stadtrath selbst einige ihrer Diener, die sich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brod ins Gefängniß setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amt einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markt angeschlagen, welche enthielt,

daß ſich eine Anzahl Menſchen verſchworen habe, den Tod dieſes Unſchuldigen zu rächen.[1]

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten ſich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorſitz führten, noch größtentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in dieſe zwei Curien einzuſchieben, ſo blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirkſamkeit zu ſetzen, und ihre Geſchäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um dieſen Entwurf durchzuſetzen, ſuchte ſich der Prinz von Oranien des Beiſtands der übrigen Staatsräthe zu verſichern. „Man nenne ſie zwar Sena„toren," ließ er ſich öfters gegen ſeinen Anhang heraus, „aber „Andere beſitzen die Gewalt. Wenn man Geld brauche, um „die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon ſei, der „eindringenden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung „zu erhalten, ſo halte man ſich an ſie, da ſie doch weder den „Schatz noch die Geſetze bewachten, ſondern nur die Organe „wären, durch welche die beiden andern Collegien auf den Staat „wirkten. „Und doch würden ſie allein der ganzen Reichsver„waltung gewachſen ſein, die man unnöthiger Weiſe unter drei „verſchiedene Kammern vertheilt hätte, wenn ſie ſich nur unter „einander verbinden wollten, dem Staatsrath dieſe entriſſenen „Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit eine Seele „den ganzen Körper belebe." Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem ſie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. ſ. w. dem Präſidenten Viglius überlaſſen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgeſtellt ſein ſollte. Nun ſah man freilich alle

[1] Hopper. 40. Grot. 17. Vita Vigl. 29. Burg. 80. 87. 88. Strad. 99. 100.

Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abzunöthigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Officieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigen und im Verweigerungsfall mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthum der Ketzerei zu besorgen sei. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustand der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemälde zu geben, daß sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte.[1] Sie beruft alle drei Curien zusammen, um über die Mittel zu berathschlagen, wie diesen Zerrüttungen zu begegnen sei. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustand der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu bessern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das Mindeste ahnete, widersprach dieser Meinung. „Das Uebel," sagte er, „worüber man klage, „sei allerdings groß und nicht zu vernachläßigen, aber unheil„bar sei es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht verwaltet, „aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst das „Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen gegen „sie herabwürdige, und die Statthalter sie nicht genug unter„stützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der weltliche Arm „die geistlichen Richter im Stiche lasse, und weil das gemeine

[1] Burgund. 92—94. Hopper. 41. Vita Vigl. §. 87. 88.

„Volk nach dem Beispiel der Edeln die Verehrung gegen seine „Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht sowohl die schlechte Verwal„tung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die „Staatsbedürfnisse des Königs haben die Provinzen mit dieser „Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach „und nach würden befreien können. Wenn der Staatsrath seine „Indulgenzen, Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er „die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr „achtete, und die Obrigkeit in ihr voriges Ansehen wieder ein„setzte, kurz, wenn nur die Collegien und die Statthalter erst „ihre Pflichten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhören. „Wozu also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts „Neues geschehen sei, um dieses außerordentliche Mittel zu recht„fertigen? Bestünde man aber dennoch darauf, so wolle er sich „dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge er „sich aus, daß der wichtigste Auftrag des Botschafters alsdann „sein möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu vermögen.“ [1]

Ueber die Wahl des Botschafters war nur eine Stimme. Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der einzige zu sein, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen, und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters, leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen sein mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen, und seinem Gesuch eine Hülfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt sein kann. Egmont selbst wünschte diese Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem König zu berichtigen. [2]

[1] Burg. 95. 96. Hopper. 41. 43 sq.
[2] Strada 103

Die Kirchenverſammlung zu Trient war unterdeſſen auch geendigt, und die Schlüſſe derſelben der ganzen katholiſchen Chriſtenheit bekannt gemacht worden. Aber dieſe Schlüſſe, weit entfernt den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwiſchen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anſtatt geläutert zu ſein, hatte jetzt nur mehr Beſtimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künſte und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Geſetze übergegangen, und zu einem Syſteme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die ſich in den barbariſchen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Chriſtenheit eingeſchlichen, wurden jetzt für weſentliche Theile des Gottesdienſts erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geſchleudert, der ſich dieſen Dogmen widerſetzen, dieſen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten ſich erdreiſten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erſte Quelle des Abfalls von dem römiſchen Stuhl, war jetzt durch einen unumſtößlichen Lehrſatz erwieſen, und das Mönchthum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannsperſonen geſtattet, im ſechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Proteſtanten ſind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß iſt zu ihrem Vortheil gefaßt, nicht ein einziger Schritt geſchehen, ſie auf einem ſanftern Weg in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entſcheidungen vermehrte bei dieſen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die ſie längſt gegen das Papſtthum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt

noch überſehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Myſterien der Kirche ſo nahe zu bringen, und mit Vernunftſchlüſſen für Gegenſtände des blinden Glaubens zu fechten.

Aber die Schlüſſe des Conciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholiſchen Mächte. Frankreich verwarf ſie ganz, ſowohl den Calviniſten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren ſich der Papſt über das Concilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholiſche Fürſten Deutſchlands erklärten ſich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewiſſen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an ſeine eigenen Rechte ſtreiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eiferſucht wachen konnte, als er; ſo ſehr ihn der große Einfluß des Papſts auf das Concilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung deſſelben beleidigt hatte; ſo eine gerechte Urſache zur Feindſeligkeit ihm endlich der Papſt durch die Zurückſetzung ſeines Geſandten gab, ſo willig zeigte er ſich doch, die Schlüſſe des Conciliums anzuerkennen, die auch in dieſer Geſtalt ſeinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrigen politiſchen Rückſichten wurden dieſer Angelegenheit nachgeſetzt, und er gab Befehl, ſie in allen ſeinen Staaten abzukündigen.[1]

Der Geiſt des Aufruhrs, der alle niederländiſchen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieſes neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Anſehen der römiſchen Kirche bei Vielen ſchon aufs tiefſte geſunken; unter ſolchen Umſtänden konnten die gebieteriſchen und oft abgeſchmackten Entſcheidungen des Conciliums nicht anders als anſtößig ſein; aber ſo ſehr konnte Philipp der Zweite ſeinen Charakter nicht verläugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Geſetze haben, einen andern Glauben

[1] Hist. de Philippe II. Watson. T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 350. Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente. Meteren 59. 60.

erlaubte. Die Regentin empfing den gemeſſenſten Befehl, in den Niederlanden eben denſelben Gehorſam gegen die Trientiſchen Schlüſſe zu erpreſſen, der ihnen in Spanien und Italien geleiſtet ward. [1]

Die Schlüſſe fanden den heftigſten Widerſpruch in dem Staatsrath zu Brüſſel. Die Nation — erklärte Wilhelm von Oranien — würde und könnte dieſelben nicht anerkennen, da ſie größtentheils den Grundgeſetzen ihrer Verfaſſung zuwider liefen, und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholiſchen Fürſten verworfen worden ſeien. Beinahe der ganze Staatsrath war auf Oraniens Seite; die meiſten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müſſe, die Schlüſſe entweder ganz zurückzunehmen, oder ſie wenigſtens nur unter gewiſſen Einſchränkungen bekannt zu machen. Dieſem widerſetzte ſich Viglius und beſtand auf dem Buchſtaben der königlichen Befehle. „Die Kirche," ſagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre und „die Genauigkeit der Disciplin durch ſolche allgemeine Concilien „erhalten. Den Glaubensirrungen, welche unſer Vaterland ſchon „ſo lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel entgegenge„ſetzt werden, als eben dieſe Schlüſſe, auf deren Verwerfung „man jetzt dringt. Wenn ſie auch hie und da mit den Gerechtig„keiten des Bürgers und der Conſtitution im Widerſpruche ſtehen, „ſo iſt dieſes ein Uebel, dem man durch eine kluge und ſchonende „Handhabung derſelben leicht begegnen kann. Uebrigens ge„reicht es unſerm Herrn, dem König von Spanien, ja zur Ehre, „daß er allein vor allen Fürſten ſeiner Zeit nicht gezwungen „iſt, ſein beſſeres Wiſſen der Nothwendigkeit unterzuordnen, und „Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche „von ihm heiſcht, und das Glück ſeiner Unterthanen ihm zur „Pflicht macht." Da die Schlüſſe Verſchiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone ſelbſt verſtieß, ſo nahmen Einige

[1] Strada 402.

davon Veranlaſſung, vorzuſchlagen, daß man dieſe Capitel wenigſtens bei der Bekanntmachung hinweglaſſen ſollte. Damit der König dieſer anſtößigen und ſeiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, ſo wollten ſie die niederländiſche Nationalfreiheit vorſchützen, und den Namen der Republik zu dieſem Eingriff in das Concilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüſſe in ſeinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchſetzen laſſen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholiſchen Mächten dieſes Muſter von Widerſetzlichkeit geben, und das Gebäude ſelbſt untergraben werde, das er zu gründen ſo befliſſen geweſen war. [1]

[1] Watson. T. I. L. VII 262. Strad. 102. Burg. 115.

Dem König, dieſer Schlüſſe wegen, Vorſtellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Proteſtanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsverſammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widerſetzlichkeit des niederländiſchen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, dieſe Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den ſchlechten Zuſtand des Kriegsweſens und der Finanzen in ſeinen niederländiſchen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Beſtallung des Grafen wurde von dem Präſidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erſchöpfung des Schatzes. Auf die perſönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredſamkeit des Botſchafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht von der Hand zu ſchlagen, um ſich in der Gunſt ſeines Herrn feſtzuſetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorſtellungen, welche durch ihn an den König ergehen ſollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und ſchwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung," ſagte er, „welche der „Präſident von unſern Beſchwerden gemacht, iſt weit unter der

„Wahrheit geblieben. Wie kann der König die schicklichsten Heil-
„mittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen des Uebels ver-
„hehlen? Laßt uns die Zahl der Ketzer nicht geringer angeben,
„als sie wirklich ist; laßt uns aufrichtig eingestehen, daß jede
„Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wim-
„melt; laßt uns auch nicht bergen, daß sie die Strafbefehle
„verachten, und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen.
„Wozu also noch diese Zurückhaltung? Aufrichtig dem König
„gestanden, daß die Republik in diesem Zustande nicht verharren
„kann. Der geheime Rath freilich wird anders urtheilen, dem
„eben diese allgemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn wo-
„her sonst diese schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, diese all-
„gemeine Verderbniß der Richterstühle, als von seiner Habsucht,
„die durch nichts zu ersättigen ist? Woher diese Pracht, diese
„schändliche Ueppigkeit jener Kreaturen, die wir aus dem Staube
„haben steigen sehen, wenn sie nicht durch Bestechung dazu ge-
„kommen sind? Hören wir nicht täglich von dem Volk, daß kein
„anderer Schlüssel sie eröffnen könne, als Gold, und beweisen
„nicht ihre Trennungen unter einander selbst, wie schlecht sie
„von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? Wie können
„Menschen zum allgemeinen Besten rathen, die das Opfer ihrer
„eignen Leidenschaft sind? Meinen sie etwa, daß wir, die Statt-
„halter der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Lictors
„mit unsern Soldaten zu Gebote stehen sollen? Laßt sie ihren
„Indulgenzen und Erlassungen Grenzen setzen, womit sie gegen
„diejenigen, denen wir sie versagen, so verschwenderisch sind.
„Niemand kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze zu
„sündigen, und das allgemeine Uebel durch einen Beitrag zu
„vermehren. Mir, ich gestehe es, hat es niemals gefallen, daß
„die Geheimnisse des Staats und die Regierungsgeschäfte sich
„unter so viele Collegien vertheilen. Der Staatsrath reicht hin
„für alle; mehrere Patrioten haben dieses längst schon im Stillen
„empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich

„für alle Uebel, worüber Klage geführt wird, kein anderes Ge„genmittel weiß, als jene beiden Kammern in dem Staatsrath „aufhören zu laſſen. Dieſes iſt es, was man von dem König „zu erhalten ſuchen muß, oder dieſe neue Geſandtſchaft iſt „wiederum ganz zwecklos und unnütz geweſen.“ Und nun theilte der Prinz dem verſammelten Senat den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieſer neue Vorſchlag eigentlich und am meiſten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit ſeines Verdruſſes. Die Gemüthsbewegung war ſeinem ſchwächlichen Körper zu ſtark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens. [1]

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rathe zu Brüſſel, ein Mann von alter Sitte und unbeſcholtener Redlichkeit, des Präſidenten vertrauteſter und würdigſter Freund. [2] Er machte zu Gunſten der Oraniſchen Partei noch einige Zuſätze zu der Ausfertigung des Geſandten, welche die Abſchaffung der Inquiſition und die Vereinigung der drei Curien betrafen, nicht ſowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil ſie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präſidenten, der ſich unterdeſſen von ſeinem Zufall wieder erholt hatte, Abſchied nahm, bat ihn dieſer, ihm die Entlaſſung von ſeinem Poſten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, ſeien vorüber; er wolle ſich nach dem Beiſpiele ſeines Vorgängers und Freundes Granvella in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuth des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer ſtürmiſchen Zukunft, womit er ſich nicht gern vermengen wolle. [3]

[1] Vita Vigl. §§. 88. 89. Burg. 97—102.

[2] Vita Vigl. §. 89. Der Nämliche, aus deſſen Mémoires ich viele Aufſchlüſſe über dieſe Epoche geſchöpft habe. Seine nachherige Abreiſe nach Spanien hat den Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Präſidenten veranlaßt, der eines der ſchätzbarſten Documente für dieſe Geſchichte iſt.

[3] Burg. 103.

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 seine Reise nach Spanien an, und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes vor ihm widerfahren war. Alle castilianischen Großen, vom Beispiel ihres Königs besiegt, oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flämischen Adel ausgezogen zu haben und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja, seine Erwartungen hierin sogar übertroffen und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volk, und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sei, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Commission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sei, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehrsten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen," hieß es, „ob er es dürfe, sondern ob er es müsse?" Als man das Letzte verneinte, so erhub er sich von seinem Sitze und kniete vor einem Crucifix nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen," rief er aus, „daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr derer zu sein, die dich von sich stoßen!" und nach diesem Muster ungefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle

weniger ſtreng zu ſein, aber niemals, ſie geſetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beſchränken. Egmont ſtellte ihm vor, wie ſehr ſelbſt dieſe öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verſtärkten, da die Beiſpiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuſchauer mit der tiefſten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Dieſe Vorſtellung fiel bei dem König zwar nicht auf die Erde, aber ſie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um dieſe verführeriſchen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beſchloß, daß die Hinrichtungen ins Künftige — heimlich geſchehen ſollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt ſeiner Geſandtſchaft wurde dem Grafen ſchriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über ſein Bezeigen gegen Granvella zur Rechenſchaft zu ziehen, wobei er insbeſondere auch der Spottliverei gedachte. Egmont betheuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelſcherz geweſen, und nichts damit gemeint worden ſei, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas ſo Schlimmes dabei zu denken, ſo würde er ſelbſt ihn vor ſeinen Degen fordern. [1]

Bei ſeiner Abreiſe machte ihm der Monarch ein Geſchenk von fünfzigtauſend Gulden, und fügte noch die Verſicherung hinzu, daß er die Verſorgung ſeiner Töchter über ſich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farneſe von Parma mit ſich nach Brüſſel zu nehmen, um der Statthalterin, ſeiner Mutter, dadurch eine Aufmerkſamkeit zu bezeigen. [2] Die verſtellte Sanftmuth des Königs, und die Betheuerungen eines Wohlwollens für die niederländiſche Nation, das er nicht

[1] Grot. VI. Hopper. 43. 44. 45. Strad. 104. 105. 106.
[2] Strad. 107.

empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhm ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrath zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. „Obgleich sein Entschluß in Betreff der Glau„bensedikte," lautete sie, „fest und unwandelbar sei, und er „lieber tausend Leben verlieren, als nur Einen Buchstaben daran „abändern wolle, so habe er doch, durch die Vorstellungen des „Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite keines „von den gelinden Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch „das Volk vor der ketzerischen Verderbniß bewahrt, und jenen „unabänderlichen Strafen entrissen werden könnte. Da er „nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmste „Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderb„niß der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten Unterricht „des Volks und der verwahrlosten Erziehung der Jugend zu „suchen sei, so trage er ihr hiemit auf, eine besondere Com„mission von drei Bischöfen und einigen der geschicktesten Theo„logen niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die „nöthige Reform zu berathschlagen, damit das Volk nicht ferner„hin aus Aergerniß wanke, oder aus Unwissenheit in den Irr„thum stürze. Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todes„strafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit gäben, mit einem „tollkühnen Muthe zu prahlen, und den gemeinen Haufen durch „einen Schein von Märtyrerthum zu bethören, so solle die Com„mission Mittel in Vorschlag bringen, wie diesen Hinrichtungen „mehr Geheimniß zu geben, und den verurtheilten Ketzern die „Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen sei." Um aber ja gewiß zu sein, daß diese Privatsynode ihren Auftrag nicht

überschritte, so verlangte er ausdrücklich, daß der Bischof von Ypern, ein versicherter Mann und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den committirten Räthen sein sollte. Die Berathschlagung sollte wo möglich in der Stille und unter dem Schein, als ob sie die Einführung der Trientischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen, und dem Geist der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzogin nebst einigen treugesinnten Staatsräthen anwesend sein, und sodann ein schriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Ueberkunft; erst aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt sein, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeschlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arschot, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präsidentenstelle im geheimen Rathe zwar entlassen, mußte sie aber demohngeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, Karl Tysfenacque, aus dem Conseil der niederländischen Angelegenheiten in Madrid, so lange dort zurückgehalten wurde.[1]

[1] Hopper. 44—46. 60. Strada. 107. 151. Vita Vigl. 45. Not. ad Vit. Vigl. 187. Burgund. 105 sq. 119.

Geſchärftere Religionsedikte. Allgemeine Widerſetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geſchärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichſam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen ſtraften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abſchrift der Trientiſchen Schlüſſe, wie ſie in Spanien anerkannt worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden ſollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterſchrieben. „Der Graf," hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „iſt durch ſpaniſche Künſte überliſtet worden. Eigenliebe und „Eitelkeit haben ſeinen Scharfſinn geblendet; über ſeinem eigenen „Vortheil hat er das allgemeine Beſte vergeſſen." Die Falſchheit des ſpaniſchen Miniſteriums lag jetzt offen da; dieſes unredliche Verfahren empörte die Beſten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der ſich jetzt als das Spielwerk der ſpaniſchen Argliſt erkannte, und unwiſſender Weiſe an ſeinem Vaterland zum Verräther geworden war. „Dieſe „ſcheinbare Güte alſo," beſchwerte er ſich laut und bitter, „war „nichts, als ein Kunſtgriff, mich dem Spott meiner Mitbürger „preiszugeben, und meinen guten Namen zu Grund zu richten. „Wenn der König die Verſprechungen, die er mir in Spanien „gethan, auf eine ſolche Art zu halten geſonnen iſt, ſo mag „Flandern übernehmen, wer will; ich werde durch meine Zurück„ziehung von Geſchäften öffentlich darthun, daß ich an dieſer

„Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe.“ In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Credit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als einen, den es zum Besten gehabt hatte, zur Schau stellte. [1]

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem König sogleich übersendet war: „Für den „Religionsunterricht des Volks, die Sittenverbesserung der Geist„lichkeit und die Erziehung der Jugend sei bereits in den Trien„tischen Schlüssen so viel Sorge getragen worden, daß es jetzt „nur darauf ankomme, diese Schlüsse in die schleunigste Erfül„lung zu bringen. Die kaiserlichen Edikte gegen die Ketzer dürfen „durchaus keine Veränderung leiden; doch könne man den Ge„richtshöfen ingeheim zu verstehen geben, nur die hartnäckigen „Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode zu bestrafen, zwischen „den Sekten selbst einen Unterschied zu machen, und dabei auf „Alter, Rang, Geschlecht und Gemüthscharakter der angeklagten „Personen zu achten. Wenn es an dem wäre, daß öffentliche „Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen setzten, „so würde vielleicht die unheldenhafte, weniger in die Augen „fallende, und doch nicht minder harte Strafe der Galeere „am angemessensten sein, diese hohen Meinungen von Märty„rerthum herunterzustimmen. Vergehungen des bloßen Muth„willens, der Neugierde und des Leichtsinns könnte man durch „Geldbußen, Landesverweisung oder auch durch Leibesstrafen „ahnden.“ [2]

Während daß unter diesen Berathschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers Granvella hatte die

[1] Strada 113.

[2] Hopper. 49. 50. Burgund. 110 111.

Anarchie, welche in den obern Curien herrſchte und ſich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgeſinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben, und der Bekehrungswuth ihrer Apoſtel freies Spiel gelaſſen. Die Inquiſitionsrichter waren durch die ſchlechte Unterſtützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholiſche Theil der Nation hatte ſich von den Schlüſſen der Trientiſchen Kirchenverſammlung, ſo wie von Egmonts Geſandtſchaft nach Spanien große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht, und in der Aufrichtigkeit ſeines Herzens zu verbreiten nicht unterlaſſen hatte, gerechtfertigt zu ſein ſchienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, deſto ſchmerzhafter mußte eine plötzliche und geſchärftere Erneuerung derſelben empfunden werden. Unter dieſen Umſtänden langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Biſchöfe und die letzte Anfrage der Oberſtatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont," lautete es, „den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, ſo wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeſte an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiſer, ſein Vater, ſchon vor fünf und dreißig Jahren in den Provinzen ausgeſchrieben habe. Dieſe Edikte, befehle er alſo, ſollen fortan auf das ſtrengſte gehandhabt werden, die Inquiſition von dem weltlichen Arm die thätigſte Unterſtützung erhalten, und die Schlüſſe der Trientiſchen Kirchenverſammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen ſeiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Biſchöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche ſie darin in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Charakter der Individuen vorgeſchlagen, indem er dafür halte, daß es ſeinen

Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem ſchlechten Eifer und der Treuloſigkeit der Richter allein ſeien die Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von dieſen es alſo künftig an Eifer würde ermangeln laſſen, müſſe ſeines Amtes entſetzt und ein beſſerer an ſeinen Platz geſtellt werden. Die Inquiſition ſolle, ohne Rückſicht auf etwas Menſchliches, feſt, furchtlos und von Leidenſchaft frei ihren Weg wandeln, und weder vor ſich noch hinter ſich ſchauen. Er genehmige alles, ſie möge ſo weit gehen, als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermiede." [1]

Dieſer königliche Brief, dem die oraniſche Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeſchrieben hat, verurſachte die heftigſten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Abſicht in Geſellſchaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der ſpaniſchen Inquiſition kam erneuert zurück, und mit ihr ſah man ſchon die ganze Verfaſſung zuſammenſtürzen. Schon hörte man Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden und Scheiterhaufen zuſammentragen. Alle Geſellſchaften ſind mit dieſen Geſprächen erfüllt, und die Furcht hält ſie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuſer der Edeln geſchlagen, worin man ſie, wie ehemals Rom ſeinen Brutus, aufforderte, die ſterbende Freiheit zu retten. Beißende Pasquille erſchienen gegen die neuen Biſchöfe, Folterknechte, wie man ſie nannte; die Kleriſei wurde in Komödien verſpottet, und die Läſterung verſchonte den Thron ſo wenig, als den römiſchen Stuhl. [2]

Aufgeſchreckt von dieſen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zuſammenrufen, um ſich ihr Verhalten in dieſer mißlichen Lage von ihnen beſtimmen zu laſſen. Die Meinungen waren verſchieden, und heftig der Streit. Ungewiß

[1] Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund. 118.

[2] Grot. 19. Burg. 122. Hopper. 61.

zwiſchen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu faſſen, bis der Greis Viglius zuletzt aufſtand, und durch ſein Urtheil die ganze Verſammlung überraſchte. — „Jetzt," ſagte er, „dürfe man gar nicht daran denken, die königliche Verordnung „bekannt zu machen, ehe man den Monarchen auf den Empfang „vorbereitet habe, den ſie jetzt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, „finden würde; vielmehr müſſe man die Inquiſitionsrichter an„halten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen, und ja ohne Härte „zu verfahren." Aber noch mehr erſtaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat und dieſe Meinung bekämpfte „Der Wille des Königs," ſagte er, „ſei zu klar und zu beſtimmt „vorgetragen, ſei durch zu viele Deliberationen befeſtigt, als daß „man es noch weiterhin wagen könnte, mit ſeiner Vollſtreckung „zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der ſträflichſten Halsſtarrig„keit auf ſich zu laden." — „Den nehm' ich auf mich," fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich ſtelle mich ſeiner Ungnade „entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe ſeiner Niederlande damit „erkaufen, ſo wird uns dieſe Widerſetzlichkeit endlich noch bei „ihm Dank erwerben." Schon fing die Regentin an, zu dieſer Meinung hinüber zu wanken, als ſich der Prinz mit Heftigkeit dazwiſchen warf. „Was," fiel er ein, „was haben die vielen „Vorſtellungen, die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir „an ihn geſchrieben, was hat die Geſandtſchaft ausgerichtet, die „wir noch kürzlich an ihn geſendet haben? Nichts — und was „erwarten wir alſo noch? Wollen wir, ſeine Staatsräthe, allein „ſeinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf unſere „Gefahr einen Dienſt zu leiſten, den er uns niemals danken „wird?" Unentſchloſſen und ungewiß ſchweigt die ganze Verſammlung; niemand hat Muth genug, dieſer Meinung beizupflichten, und eben ſo wenig, ſie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtſamkeit der Regentin zu ſeinem Beiſtand gerufen, die ihr jede Wahl unterſagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorſams werden in die Augen leuchten, — womit aber,

wenn ſie ſo glücklich iſt, dieſe Folgen durch einen weiſen Ungehorſam zu verhüten, womit wird ſich beweiſen laſſen, daß ſie dieſelben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt alſo von beiden Rathſchlägen den traurigſten; es geſchehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal ſiegte alſo die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der ſeinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geſchlagen. [1] Dieſe Sitzung machte der Ruhe der Oberſtatthalterin ein Ende; von dieſem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander gingen, ſagte der Prinz von Oranien zu einem, der zunächſt bei ihm ſtand: „Nun, ſagte er, „wird man uns bald ein großes Trauerſpiel geben.“ [2]

[1] Burgund. 123. 124. Meteren 76. Vita Vigl. 45.

[2] Die Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Partei haben nicht verabſäumt, Oraniens Betragen in dieſer Sitzung gegen ihn zeugen zu laſſen, und mit dieſem Beweiſe von Unredlichkeit über ſeinen Charakter zu triumphieren. Er, ſagen ſie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofes mit Worten und Thaten beſtritten hat, ſo lange ſich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß ſie durchgehen möchten, tritt jetzt zum erſtenmal auf deſſen Seite, da eine gewiſſenhafte Ausrichtung ſeiner Befehle ihm wahrſcheinlicher Weiſe zum Nachtheil gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er ſeine Warnungen in den Wind geſchlagen; um ſich rühmen zu können: das hab' ich vorher geſagt, ſetzt er das Wohl ſeiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zuſammenhang ſeines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchſetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal ſeinen Ueberzeugungen untreu, und folgt einem entgegengeſetzten Plan, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den erſten vorgeſchrieben, und bloß deßwegen thut er dieſes, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Alſo iſt es ja am Tage, fahren ſeine Gegner fort, daß das Beſte ſeines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als ſein ſchlimmer Wille gegen den König. Um ſeinen Haß gegen dieſen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber iſt es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieſer Edikte aufopfert? oder, beſtimmter zu reden, bringt er die Edikte zur Vollſtreckung, wenn er auf ihre Bekanntmachung dringt? Läßt ſich nicht im Gegentheil mit weit mehr Wahrſcheinlichkeit darthun, daß er jene allein

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der Trientischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hilfreiche Hand zu leisten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rath einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleißig durchreise, und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der Trientischen Schlüsse nach dem spanischen Original zugesendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sei denn, daß sie diese lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Gegen

durch diese hintertreiben kann? Die Nation ist in Gährung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht Viglius selbst?), einen Widerstand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, sagt Oranien, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu erschleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird dasselbe Ziel, nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung, verfolgen: aber die Extremität allein ist es, was meine Nation zu einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Also ist es klar, daß der Prinz nur seine Sprache in Absicht auf den König verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterland, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Uebereilung erspart, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksal entfliehen kann?

dieſe Schlüſſe gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den beſondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollſtreckung nichts benommen ſein ſollte. [1]

Dieſe Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verleſen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präſidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenſte rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten ſich, ihnen Folge zu leiſten, und drohten abzudanken, wenn man ihren Gehorſam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung," ſchrieben ſie zurück, „ſei „auf eine ganz falſche Angabe der Sektirer gegründet. [2] Die „Gerechtigkeit entſetze ſich vor der ungeheuren Menge der Opfer, „die ſich täglich unter ihren Händen häuften; 50 und 60,000 „Menſchen aus ihren Diſtrikten in den Flammen umkommen zu „laſſen, ſein kein Auftrag für ſie." Gegen die Trientiſchen Schlüſſe erklärte ſich beſonders die niedere Geiſtlichkeit, deren Unwiſſenheit und Sittenverderbniß in dieſen Schlüſſen aufs grauſamſte angegriffen war, und die noch außerdem mit einer ſo verhaßten Reform bedroht wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchſte Intereſſe ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüſſe und das ganze Concilium mit bittern Schmähungen an, und ſtreute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Daſſelbe Geſchrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche

[1] Strada 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren 77. Grot. 18.

[2] Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien ſehr ungleich angegeben, je nachdem es das Intereſſe und die Leidenſchaft einer jeden erheiſchte, ſie zu vermehren oder zu verringern, und die nämliche Partei widerſprach ſich oft ſelbſt, wenn ſich ihr Intereſſe abänderte. War die Rede von neuen Anſtalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquiſitionsgerichte u. ſ. w., ſo mußte der Anhang der Proteſtanten zahllos und unüberſehlich ſein. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen ſie, von Verordnungen zu ihrem Beſten, ſo waren ſie wieder in ſo geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieſer wenigen ſchlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper. 62.

gegen die neuen Bischöfe erhoben hatten. Dem Erzbischof von Cambray gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerspruch, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischöfe mit ihrer Geistlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollte. [1]

Unter den Provinzen regte sich Brabants Stimme am lautesten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie sprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüssel und Herzogenbusch protestierten feierlich in einer eignen Schrift, die sie an die Oberstatthalterin einschickten. [2] Diese, immer ungewiß, immer zwischen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem König zu gehorchen, und noch viel muthloser, ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermißlichste ist. Man will sich von neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam; die Gefahr ist dringend, man muß dem Ungestüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruktion des ersten Inquisitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgesetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruktion ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe; also ist es erlaubt, die neuen Plakate mit

[1] Hopper. 55. 62. Strad. 115. Burg. 115. Meteren 76 77.
[2] Hopper. 63. 64. Strad. 115.

jenen alten Verordnungen auszugleichen. Dieſe Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantiſchen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquiſition angelegt hatten, aber den andern Provinzen gab ſie das Signal zu ähnlichen Proteſtationen und gleich tapferm Widerſtand. Ohne der Herzogin Zeit zu laſſen, ſich darüber zu beſtimmen, entziehen ſie eigenmächtig der Inquiſition ihren Gehorſam und ihre Hilfleiſtung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erſt durch einen ausdrücklichen Befehl zu ſtrenger Amtsführung aufgerufen, ſehen ſich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlaſſen, alles Anſehens und aller Unterſtützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Beſcheid. Die Statthalterin, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben. [1]

Während daß dieſes zwiſchen dem Hofe, den Curien und den Ständen geſchah, durchlief ein allgemeiner Geiſt des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzuſuchen und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödſinnig wären die Niederländer nicht," hört man Viele und nicht ſehr heimlich ſagen, „daß ſie nicht recht gut wiſſen ſollten, was der „Unterthan dem Herrn, und der Herr dem Unterthan ſchuldig „ſei; und daß man noch wohl Mittel würde auffinden können, „Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch keinen „Anſchein dazu habe." In Antwerpen fand man ſogar an mehreren Orten eine Schrift angeſchlagen, worin der Stadtrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er ſeinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergericht zu Speyer zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes, in dem Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg mitbegriffen ſei. Die Calviniſten ſtellten um eben dieſe Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß ſie, ob ſie gleich gegen Hunderttauſend ſtark wären, dennoch ſich

[1] Vita Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strad. 115. 116. Burgund. 150—154.

ruhig verhielten, und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen; woraus erhelle, setzten sie hinzu, daß sie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man streut freie, gefährliche Schriften ins Publikum, die die spanische Tyrannei mit den gehässigsten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern. [1]

Die Kriegsrüstungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunschweig, um eben diese Zeit (niemand wußte zu welchem Ende) in der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um, und ließen sich Winke von gewaltthätiger Widersetzung und fremder Hilfe entfallen. [2]

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu sein, mußte die Statthalterin auch von dem Einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen. „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden," schrieb ihr Wilhelm von Oranien, „sei es jetzt schlechterdings unmöglich, den „Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf „bestanden, so müsse er sie bitten, seine Stelle mit einem andern „zu besetzen, der den Absichten Seiner Majestät mehr entspräche,

[1] Die Regentin nannte dem König eine Zahl von 5000 solcher Schriften. Strada 117. Es ist merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunst und Publicität überhaupt bei dem niederländischen Aufruhr gespielt hat. Durch dieses Organ sprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähschriften, welche größtentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften war, fanden sich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

[2] Hopper. 61. 62. Strad. 117. 118. Meteren 77. A. G d. v. N. III. 60.

„und mehr als er über die Gemüther der Nation vermöchte. „Der Eifer, den er bei jeder anderen Gelegenheit im Dienſt der „Krone bewieſen, werde, wie er hoffe, ſeinen jetzigen Schritt vor „jeder ſchlimmen Auslegung ſicher ſtellen; denn ſo, wie nunmehr „die Sachen ſtünden, bleibe ihm keine andere Wahl, als entweder „dem König ungehorſam zu ſein, oder ſeinem Vaterland und „ſich ſelbſt zum Nachtheil zu handeln.“ Von dieſer Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staatsrath, um ſich in ſeine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch ſchwerlich ganz müßig, der Entwicklung entgegen ſah. Seinem Beiſpiele folgte der Graf von Hoorn;[1] nur Egmont, immer ungewiß zwiſchen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Verſuche ſich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorſamen Unterthan zu vereinen; Egmont, dem die Gunſt des Monarchen weniger entbehrlich, und alſo auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von ſich erhalten, die Saaten ſeines Glücks zu verlaſſen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüthe ſtanden. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Noth ſowohl, als ſein überlegener Verſtand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geiſtern bei kleinen Seelen nicht entſtehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke geriſſen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwiſchen der feigen und gutherzigen Schwäche ſehr leicht geſtiftet wird, einen unumſchränkten Beſitz nahm. Da ſie eben ſo ſehr fürchtete, durch ein ausſchließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als ſie bange war, dem König durch ein zu enges Verſtändniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, ſo konnte ſich ihrem Vertrauen jetzt ſchwerlich ein beſſerer Gegenſtand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht ſo recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

[1] Hopper. 67.

Drittes Buch.

Verſchwörung des Adels.

(1565.) Bis jetzt, ſcheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunſch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorn und ihrer Freunde geweſen. Der wahre Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte ſie eben ſo ſehr, als das gemeine Beſte geleitet; ihre Beſtrebungen wenigſtens und ihre Handlungen hatten eben ſo wenig mit jenem, als mit dieſem geſtritten. Es war noch nichts geſchehen, was ſich nicht mit der Treue gegen ihren Fürſten vertrug, was ihre Abſichten verdächtig machte, oder den Geiſt der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was ſie gethan hatten, hatten ſie als verpflichtete Glieder eines Freiſtaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menſchen von Rechtſchaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen ſie die Anmaßungen des Hofes beſtritten, waren Vorſtellungen, beſcheidene Klagen, Bitten geweſen. Nie hatten ſie ſich von dem gerechteſten Eifer für ihre gute Sache ſo weit hinreißen laſſen, die Klugheit und Mäßigung zu verläugnen, welche von der Parteiſucht ſonſt ſo leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten dieſe Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in dieſen Grenzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrath die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden ſollte, oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft

und der Billigkeit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien, und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtniß zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Theil derselben hatte, einer weit dringendern Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hilfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich eben so viele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Thaten, eben so viele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmuth sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen, und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlauf, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protektion. Mit einem Selbstgefühle, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverän und dem Bürger, und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hilfe zu eilen. Diese Idee war nur in so weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen

ein großer Theil des niederländischen Reichthums sich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand, und welche niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Credit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das eifrigste angelegen sein, sich genau an sie anzuschließen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohe Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten, und was das Wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhilfe und schimmernde Versprechungen ihre Armuth zu dingen.[1] Wenige darunter waren so ganz unwichtig, daß sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluß besaßen, und alle zusammen, wenn es glückte sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die Trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer Vereinigung dieser Menschen versprechen ließ, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen Einzelnen unter ihnen zu

[1] Strada 52.

gründen, und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur mit einander zusammenzubringen, mußten sich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel schlagen, und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn Montigny, eines von den niederländischen Großen, wie auch die des Prinzen Alexander von Parma, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen großen Theil des niederländischen Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen, und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes ist das Gespräch; Wein und Fröhlichkeit schließen Mund und Herzen auf, es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absichtliche hervor; aus öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muß sich fügen, daß um diese Zeit zwei deutsche Barone, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistand zu erwecken.[1] Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Nassau gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben.[2] Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals Coligny um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuch einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräthe ganz außer Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwierig, und zu oft schon durch falsche

[1] Burgund. 150. Hopper. 67. 68.

[2] Und umsonst war auch der Prinz von Oranien nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten mußte eine Negociation sehr begünstigen. Strada 84.

Verſprechungen betrogen, um ſich durch neue locken zu laſſen; dieſe Truppen noch außerdem von Officieren angeführt, welche die Inquiſition von Herzen verachteten, und erröthet haben würden, nur das Schwert für ſie zu heben; kein Geld im Schatze, um geſchwind genug neue Truppen zu werben, und eben ſo wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüſſel, wie die drei Rathsverſammlungen, durch innere Zwietracht getheilt und durch Sittenloſigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; ſein Anhang gering in den Provinzen, unſicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papſtthum aufgeregt und nach Veränderung lüſtern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß dieſe Blöße von ihren Feinden ſo gut gekannt war. [1]

Noch fehlte es, ſo viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand ſich in dem Grafen Ludwig von Naſſau, und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmſten Adel des Landes, die ſich freiwillig an die Spitze der Unternehmung ſtellten. Ludwig von Naſſau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenſchaften, die ihn würdig machten auf einer ſo wichtigen Bühne zu erſcheinen. In Genf, wo er ſtudierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingeſogen, und bei ſeiner Zurückkunft nicht verſäumt, dieſen Grundſätzen in ſeinem Vaterland Anhänger zu werben. Der republikaniſche Schwung, den ſein Geiſt in eben dieſer Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen alles, was ſpaniſch hieß, der jede ſeiner Handlungen beſeelte, und ihn auch nur mit ſeinem letzten Athem verließ. Papſtthum und ſpaniſches Regiment waren in

[1] Grot. 19. Burgund. 454.

seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das andere verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie Beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassner Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das alles vor ihm her niederwarf, zwang der andere zuweilen das Glück, und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr als ein Abenteurer; ein zuverlässiger nervigter Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drang der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveräne Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte, und um so werther gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu statten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug, und um so lieber unter den verfallenen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe

Meinung von sich selbst und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien (eine Schwadron leichter Reiter war alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung, und erlaubte sich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im Stillen das evangelische Bekenntniß; weniger aber, weil seine bessere Ueberzeugung dafür entschieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredsamkeit, und mehr Dreistigkeit, als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. Ludwig von Nassau glühte für die Sache, die er beschützte, Brederode für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln; dieser mußte an ihrer Spitze stehen. Niemand taugte besser zum Vortänzer einer Empörung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmern Führer haben. So verächtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Prätendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug. Eine Broschüre, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferstich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahlerische Randschrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non vnica pagina claudit. [1]

(1565.) Außer diesen beiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten

[1] Burg. 351. 352. Grot. 20.

Royaliſten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thouloufe, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, nebſt mehreren andern zu dem Bund, der um die Mitte des Novembers im Jahr 1565, im Hauſe eines gewiſſen von Hammes, Wappenkönigs vom goldenen Vließe, [1] zu Stande kam. Sechs Menſchen [2] waren es, die hier das Schickſal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenoſſen einſt die ſchweizeriſche Freiheit, entſchieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen ſelbſt nie zu gute kommen ſollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerſt ſeinen Namen ſetzte.

„Nachdem gewiſſe übelgeſinnte Perſonen, unter der Larve „eines frommen Eifers, in der That aber nur aus Antrieb ihres „Geizes und ihrer Herrſchbegierde, den König, unſern gnädigſten „Herrn, verleitet haben, das verabſcheuungswürdige Gericht der „Inquiſition in dieſen Landſchaften einzuführen (ein Gericht, das „allen menſchlichen und göttlichen Geſetzen zuwiderläuft, und alle „barbariſchen Anſtalten des blinden Heidenthums an Unmenſch„lichkeit hinter ſich läßt, das den Inquiſitoren jede andere Gewalt „unterwürfig macht, die Menſchen zu einer immerwährenden „Knechtſchaft erniedrigt, und durch ſeine Nachſtellungen den recht„ſchaffenſten Bürger einer ewigen Todesangſt ausſetzt, ſo daß es „einem Prieſter, einem treuloſen Freund, einem Spanier, einem „ſchlechten Kerl überhaupt frei ſteht, ſobald er nur will, und „wen er will, bei dieſem Gericht anzuklagen, gefangenſetzen, „verdammen und hinrichten zu laſſen, ohne daß es dieſem ver„gönnt ſei, ſeinen Ankläger zu erfahren, oder Beweiſe von ſeiner

[1] Eines eifrigen Calviniſten und des fertigſten Werbers für den Bund, der ſich berühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strada 118.

[2] Burgund. 156. Strada nennt ihrer neun. 118. A. G. d. v. N. III. Bd. nennt eilf. 57.

„Unſchuld zu führen); ſo haben wir Endesunterſchriebene uns „verbunden, über die Sicherheit unſerer Familien, unſerer Güter „und unſerer eignen Perſon zu wachen. Wir verpflichten und „vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung, „und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Einführung „dieſes Gerichts in dieſen Ländern nach unſern beſten Kräften „zu widerſetzen, man verſuche es heimlich oder öffentlich, und „unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, „daß wir weit entfernt ſind, gegen den König, unſern Herrn, „etwas Geſetzwidriges damit zu meinen; vielmehr iſt es unſer „Aller unveränderlicher Vorſatz, ſein königliches Regiment zu „unterſtützen und zu vertheidigen, den Frieden zu erhalten und „jeder Empörung nach Vermögen zu ſteuern. Dieſem Vorſatz „gemäß haben wir geſchworen und ſchwören jetzt wieder, die „Regierung heilig zu halten, und ihrer mit Worten und Thaten „zu ſchonen, deß Zeuge ſei der allmächtige Gott!

„Weiter geloben und ſchwören wir, uns wechſelsweis, einer „den andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen „Angriff es auch ſei, zu ſchützen und zu vertheidigen, angehend „die Artikel, welche in dieſem Compromiſſe verzeichnet ſind. „Wir verpflichten uns hiemit, daß keine Anklage unſrer Verfol„ger, mit welchem Namen ſie auch ausgeſchmückt ſein möge, „ſie heiße Rebellion, Aufſtand oder auch anders, die Kraft haben „ſoll, unſern Eid gegen den, der beſchuldigt iſt, aufzuheben, „oder uns unſers Verſprechens gegen ihn zu entbinden. Keine „Handlung, welche gegen die Inquiſition gerichtet iſt, kann den „Namen der Empörung verdienen. Wer alſo um einer ſolchen „Urſache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten „wir uns hier, nach unſerm Vermögen zu helfen, und durch „jedes nur immer erlaubte Mittel ſeine Freiheit wieder zu ver„ſchaffen. Hier, wie in allen übrigen Regeln unſers Verhaltens, „ſonderlich aber gegen das Gericht der Inquiſition, ergeben wir „uns in das allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in

„das Urtheil derer, welche wir einstimmig zu unsern Rathgebern „und Führern ernennen werden.

„Zum Zeugniß dessen und zu Bestätigung dieses Bundes „berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, „Schöpfers von Himmel und Erde, und allem, was darinnen „ist, der die Herzen prüft, die Gewissen und die Gedanken, und „kennt die Reinigkeit der unsrigen. Wir bitten ihn um den Bei„stand seines heiligen Geistes, daß Glück und Ehre unser Vor„haben kröne, zur Verherrlichung seines Namens und unserm „Vaterlande zum Segen und ewigen Frieden.“ [1]

Dieser Compromiß wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den Verschwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienstleuten hatte, zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben. Große Gastmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für eine sinnliche, lüsterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken können. Wer sich da einfand, und jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsversicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beispiel fortgerissen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, der Treugesinnte überschrieen; Manche darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrieben, und schämten sich, erst lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; Viele trieb bloßer Leichtsinn zu der Partei, eine glänzende Kameradschaft lockte die Geringen, den Furchtsamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die List gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von

[1] Burgund. 156. 159. Strada 118.

Hoorn, von Megen und anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der dem Bund viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die Officiere der Armee dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte. Es glückte bei Vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Brederode zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Klassen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte zu thun, die Protestanden zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung. [1]

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hoogstraaten, gegeben wurde, zog Viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterschrieben hatten. Auch der Prinz von-Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn und von Megen fanden sich bei diesem Gastmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eigenen Secretären, und einige Dienstleute der Andern demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon dreihundert für den Compromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man sich bewaffnet oder unbewaffnet mit einer Rede oder Bittschrift an die Oberstatthalterin wenden sollte. Hoorn und

[1] Strada 119. Burgund. 159—161.

Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, daß sie das Unterfangen der Verschwornen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloß also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte. [1]

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Megen gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. „Es werde eine Unternehmung ge„schmiedet," ließ er sich verlauten, „dreihundert vom Adel seien „darein verwickelt, es gelte die Religion, die Theilnehmer halten „sich durch einen Eidschwur verpflichtet, sie rechnen sehr auf aus„wärtigen Beistand, bald werde sie das Weitere erfahren." Mehr sagte er ihr nicht, so nachdrücklich sie auch in ihn drang. „Ein „Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit „anvertraut, und er habe ihm sein Ehrenwort verpfändet." Eigentlich war es wohl weniger diese Delicatesse der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abschrift des Compromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschwornen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz von Oranien: „es „werde, wie er höre, eine Armee geworben, vierhundert Officiere „seien bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden mit „nächstem unter den Waffen erscheinen." So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte sich die Gefahr. [2]

Die Oberstatthalterin, vom ersten Schrecken dieser Zeitung

[1] Burgund. 150. 166.

[2] Hopper. 69. 70. Burgund. 166. 167.

betäubt, und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrath so eben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebst dem Grafen von Hoorn in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ehe diese noch ankommen, berathschlagt sie sich mit Egmont, Megen und Barlaimont, was in dieser mißlichen Lage zu beschließen sei. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, oder der Nothwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen, und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem Ersten fehlte das nöthige Geld und das eben so nöthige Vertrauen in die Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das Zweite würde von dem König nimmermehr gebilligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuschlagen; da im Gegentheil eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und eine schnelle, unbedingte Vergebung des Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von Megen und Egmont behauptet, von Barlaimont aber bestritten. „Das Gerücht habe übertrieben," sagte dieser, „unmöglich könne eine so furchtbare Waffenrüstung so geheim „und mit solcher Geschwindigkeit vor sich gegangen sein. Ein „Zusammenlauf etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei „Enthusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn „man einige Köpfe abgeschlagen hätte." Die Oberstatthalterin beschließt, das Gutachten des versammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müßig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt, und wo sie gelitten haben, wieder hergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln;

Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äußerlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet, und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen. [1]

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Compromisses, versammelte sich der ganze Staatsrath in Brüssel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hoogstraaten, von Barlaimont und andere, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldnen Vließe, nebst dem Präsidenten Viglius, dem Staatsrath Bruxelles und den übrigen Assessoren des geheimen Consiliums. [2] Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plan der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterin sich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterließen jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst, und gegen die Regierung. „Erst neulich," ließ sich der Prinz von Oranien heraus, „schickte der König vierzigtausend Goldgulden „an die Königin von Schottland, um sie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterstützen, — und seine „Niederlande läßt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber „der Unzeit dieser Subsidien und ihres schlechten Erfolgs [3] nicht „einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königin „gegen uns, die uns als Freundin so wichtig, als Feindin aber „so fürchterlich ist?" Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit

[1] Strad. 120. Burgund. 168. 169.
[2] Hopper. 71. 72. Burg. 173.
[3] Das Geld war in die Hände der Königin Elisabeth gefallen.

nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuspielen, den der König gegen die naſſauiſche Familie und gegen ihn insbeſondere hegen ſollte. „Es iſt am Tage," ſagte er, „daß er ſich „mit den Erbfeinden meines Hauſes berathſchlagt hat, mich, auf „welche Art es ſei, aus dem Wege zu ſchaffen, und daß er mit „Ungeduld nur auf eine Veranlaſſung dazu wartet." Sein Beiſpiel öffnete auch dem Grafen von Hoorn und noch vielen Andern den Mund, die ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihre eigenen Verdienſte und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu ſtillen und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit einer Bittſchrift an den Hof wenden würden, zulaſſen ſollte, oder nicht? Der Herzog von Arſchot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Barlaimont verneinten es. „Wozu fünfhundert Menſchen," ſagte der Letztere, „um eine kleine Schrift zu überreichen? „Dieſer Gegenſatz der Demuth und des Trotzes bedeutet nichts „Gutes. Laßt ſie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer „Mitte, ohne Pomp, ohne Anmaßung, zu uns ſchicken, und auf „dieſem Weg ihr Anliegen vor uns bringen. Sonſt verſchließe „man ihnen die Thore, oder beobachte ſie, wenn man ſie doch „einlaſſen will, auf das ſtrengſte, und ſtrafe die erſte Kühnheit, „deren ſich einer von ihnen ſchuldig macht, mit dem Tode." Der Graf von Mansfeld, deſſen eigner Sohn unter den Verſchwornen war, erklärte ſich gegen ihre Partei, ſeinem Sohn hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bund nicht entſagte. Auch die Grafen von Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittſchrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogſtraaten und mehrere ſtimmten mit Nachdruck dafür. „Die Ver„bundenen," erklärten ſie, „wären ihnen als Menſchen von „Rechtſchaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Theil unter

„denſelben ſtehe mit ihnen in Verhältniſſen der Freundſchaft und „der Verwandtſchaft, und ſie getrauen ſich, für ihr Betragen „zu gewähren. Eine Bittſchrift einzureichen, ſei jedem Unter„than erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer ſo anſehn„lichen Geſellſchaft ein Recht nicht verweigern, deſſen ſich der „niedrigſte Menſch im Staat zu erfreuen habe.“ Man beſchloß alſo, weil die meiſten Stimmen für dieſe Meinung waren, die Verbundenen zuzulaſſen, vorausgeſetzt, daß ſie unbewaffnet erſchienen, und ſich mit Beſcheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Berathſchlagung auf eine zweite Sitzung verſchieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward. [1]

Um den Hauptgegenſtand nicht, wie geſtern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal ſogleich zum Ziele. „Brederode,“ ſagte ſie, „wird, wie unſere Nachrichten „lauten, im Namen des Bundes um Aufhebung der Inquiſition „und Milderung der Edikte bei uns einkommen. Das Urtheil „meines Senats ſoll mich beſtimmen, was ich ihm antworten „ſoll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen Sie „mir, etwas Weniges voranzuſchicken. Man ſagt mir, daß „es Viele, auch ſelbſt unter Ihnen, gebe, welche die Glaubens„edikte des Kaiſers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel an„greifen, und ſie dem Volk als unmenſchlich und barbariſch „abſchildern. Nun frage ich Sie ſelbſt, Ritter des Vließes, „Räthe Sr. Majeſtät und des Staats, ob Sie nicht ſelbſt Ihre „Stimmen zu dieſen Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs „ſie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt man „jetzt, was man ehemals für Recht erklärte? Etwa darum, weil „es jetzt mehr, als jemals, nothwendig geworden? Seit wann „iſt die Inquiſition in den Niederlanden etwas ſo Ungewöhn„liches? Hat der Kaiſer ſie nicht ſchon vor ſechzehn Jahren

[1] Strada 121. 122

„errichtet, und worin ſoll ſie grauſamer ſein, als die Edikte? „Wenn man zugibt, daß dieſe letzteren das Werk der Weisheit „geweſen, wenn die allgemeine Beiſtimmung der Staaten ſie „geheiligt hat — warum dieſen Widerwillen gegen jene, die doch „weit menſchlicher iſt, als die Edikte, wenn dieſe nach dem Buch„ſtaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frei, ich will Ihr „Urtheil damit nicht befangen haben; aber Ihre Sache iſt es, „dahin zu ſehen, daß nicht Leidenſchaft es lenke.“ [1]

Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt, wie immer: aber die Wenigen, welche für die Inquiſition und die buchſtäbliche Vollſtreckung der Edikte ſprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überſtimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel,“ fing er an, „man hätte meine „Vorſtellungen des Nachdenkens werth geachtet, ſo lange ſie noch „entfernte Befürchtungen waren, ſo würde man nie dahin ge„bracht worden ſein, zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten, ſo „würden Menſchen, die im Irrthum lebten, nicht durch eben die „Maßregeln, die man anwendete, ſie aus demſelben herauszu„führen, tiefer darein verſunken ſein. Wir alle, wie Sie ſehen, „ſtimmen in dem Hauptzwecke überein. Wir alle wollen die „katholiſche Religion außer Gefahr wiſſen; kann dieſes nicht ohne „Hilfe der Inquiſition bewerkſtelligt werden, wohl, ſo bieten wir „Gut und Blut zu ihren Dienſten an; aber eben das iſt es, wie „Sie hören, worüber die Meiſten unter uns ganz anders denken.

„Es gibt zweierlei Inquiſitionen. Der einen maßt ſich der „römiſche Stuhl an, die andere iſt ſchon ſeit undenklichen Zeiten „von den Biſchöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorur„theils und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und „leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerſpruch „finden, und die vermehrte Anzahl der Biſchöfe wird ſie hin„reichend machen. Wozu denn alſo die erſte, deren bloßer Name

[1] Strada 123. 124.

„alle Gemüther in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren „ihrer, warum ſoll ſie gerade uns aufgedrungen ſein? Vor „Luthern hat ſie niemand gekannt; der Kaiſer war der Erſte, „der ſie einführte; aber dies geſchah zu einer Zeit, als an geiſt„lichen Aufſehern Mangel war, die wenigen Biſchöfe ſich noch „außerdem läſſig zeigten, und die Sittenloſigkeit der Kleriſei ſie „von dem Richteramt ausſchloß. Jetzt hat ſich alles verändert; „jetzt zählen wir eben ſo viele Biſchöfe, als Provinzen ſind. „Warum ſoll die Regierungskunſt nicht den Geiſt der Zeiten „begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir ſehen „den Widerwillen des Volks, den wir ſuchen müſſen zu beſänf„tigen, wenn er nicht in Empörung ausarten ſoll. Mit dem „Tode Pius des Vierten iſt die Vollmacht der Inquiſitoren „zu Ende gegangen; der neue Papſt hat noch keine Beſtätigung „geſchickt, ohne die es doch ſonſt noch keiner gewagt hat, ſein „Amt auszuüben. Jetzt alſo iſt die Zeit, wo man ſie ſuspen„dieren kann, ohne jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquiſition urtheile, gilt auch von den „Edikten. Des Bedürfniß der Zeiten hat ſie erzwungen, aber „jene Zeiten ſind ja vorbei. Eine ſo lange Erfahrung ſollte uns „endlich überwieſen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger „fruchtet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche „Fortſchritte hat nicht die neue Religion nur ſeit wenigen Jahren „in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieſer „Vermehrung nachſpüren, ſo werden wir ſie in der glorreichen „Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen „ſind. Hingeriſſen von Mitleid und von Bewunderung, fängt „man in der Stille an zu muthmaßen, daß es doch wohl Wahr„heit ſein möchte, was mit ſo unüberwindlichem Muthe behauptet „wird. In Frankreich und England ließ man die Proteſtanten „dieſelbe Strenge erfahren, aber hat ſie dort mehr, als bei uns „gefruchtet? Schon die erſten Chriſten berühmten ſich, daß der „Same ihrer Kirche Märtyrerblut geweſen. Kaiſer Julian, der

„fürchterlichſte Feind, den je das Chriſtenthum erlebte, war von „dieſer Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, daß Verfolgung den „Enthuſiasmus nur mehr anfeure, nahm er ſeine Zuflucht zum „Lächerlichen und zum Spott, und fand dieſe Waffen ungleich „mächtiger, als Gewalt. In dem griechiſchen Kaiſerthum hatten „ſich zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Sekten erhoben, Arius „unter Conſtantin, Aëtius unter dem Conſtantius, Ne„ſtorius unter dem Theodos; nirgends aber ſieht man weder „gegen dieſe Irrlehrer ſelbſt, noch gegen ihre Schüler Strafen „geübt, die denen gleich kämen, welche unſre Länder verheeren „— und wo ſind jetzt alle dieſe Sekten hin, die, ich möchte „beinahe ſagen, ein ganzer Weltkreis nicht zu faſſen ſchien? Aber „dies iſt der Gang der Ketzerei. Ueberſieht man ſie mit Ver„achtung, ſo zerfällt ſie in ihr Nichts. Es iſt ein Eiſen, das, „wenn es ruhig liegt, roſtet, und nur ſcharf wird durch Ge„brauch. Man kehre die Augen von ihr, und ſie wird ihren „mächtigſten Reiz verlieren, den Zauber des Neuen und des „Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln be„gnügen, die von ſo großen Regenten bewährt gefunden worden? „Beiſpiele können uns am ſicherſten leiten.

„Aber wozu Beiſpiele aus dem heidniſchen Alterthum, da „das glorreiche Muſter Karls des Fünften, des größten der „Könige, vor uns liegt, der endlich, beſiegt von ſo vielen Er„fahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ, und „viele Jahre vor ſeiner Thronentſagung zur Gelindigkeit über„ging. Philipp ſelbſt, unſer gnädigſter Herr, ſchien ſich „ehemals zur Schonung zu neigen; die Rathſchläge eines Gran„vella und ſeines Gleichen belehrten ihn eines andern; mit „welchem Rechte, mögen ſie mit ſich ſelbſt ausmachen. Mir aber „hat von jeher geſchienen, die Geſetze müſſen ſich den Sitten und „die Maximen den Zeiten anſchmiegen, wenn der Erfolg ſie be„günſtigen ſoll. Zum Schluſſe bringe ich Ihnen noch das genaue „Verſtändniß in Erinnerung, das zwiſchen den Hugenotten und

„den flämiſchen Proteſtanten obwaltet. Wir wollen uns hüten, ſie „noch mehr aufzubringen, als ſie es jetzt ſchon ſein mögen, wir wol„len gegen ſie nicht franzöſiſche Katholiken ſein, damit es ihnen ja „nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu ſpielen, und wie dieſe „ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen.“ [1]

Nicht ſowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit ſeiner Gründe, welche von der entſcheidendſten Mehrheit im Senat unterſtützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zuſtand der Kriegsmacht und der Erſchöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß ſeine Vorſtellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigſtens den erſten Sturm abzuwehren, und die nöthige Zeit zu gewinnen, ſich in eine beſſere Verfaſſung gegen ſie zu ſetzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugeſtehen. Es wurde beſchloſſen, die Strafbefehle des Kaiſers zu mildern, wie er ſie ſelbſt mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferſtände — wie er einſt ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden, ſie zu mildern nicht gegen ſeine Würde geachtet. Die Inquiſition ſollte, wo ſie noch nicht eingeführt ſei, unterbleiben, wo ſie es ſei, auf einen gelindern Fuß geſetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquiſitoren (ſo drückte man ſich aus, um ja den Proteſtanten die kleine Luſt nicht zu gönnen, daß ſie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Anſuchen Gerechtigkeit zugeſtünde) von dem neuen Papſte noch nicht beſtätigt worden wären. Dem geheimen Conſilium wurde der Auftrag gegeben, dieſen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verſchwörung. [2]

[1] Burg. 174—180. Hopper. 72. Strad. 123. 124. Es darf niemand wundern, ſagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholiſche Religion und die ſpaniſche Partei, daß aus der Rede dieſes Prinzen ſo viel Kenntniß der Philoſophie hervorleuchtet; er hatte ſie aus dem Umgang mit Balduin geſchöpft. 180.

[2] Strada 124. 125.

„den flämischen Protestanten obwaltet. Wir wollen uns hüten, sie

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus zweihundert Pferden; aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schließen, oder sich durch die Flucht retten sollte. Beides wird als entehrend verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Ueberfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kuilemburgischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich unter einander, mit Hintansetzung aller andern Pflichten, und mit den Waffen selbst, wenn es nöthig wäre, beizustehen gehalten sein sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sei. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ sie in ihren eigenen und in der Abwesenden Namen den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der fünfte April 1566, wird zur Ueberreichung der Bittschrift angesetzt. [1]

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehenleute des vornehmen Adels, wie

[1] Strada 126.

auch verschiedene Bediente des Königs selbst, und der Herzogin.[1] Den Grafen von Nassau und Brederoden an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiel in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu sehen; auf der andern Seite so viel Ordnung, so viel Demuth und bescheidene Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgeben. „Diese edeln Niederländer," redet Brederode sie mit Ehrerbietung an, „welche sich hier vor Ew. Hoheit ver„sammeln, und noch weit mehrere, welche nächstens eintreffen „sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren „Wichtigkeit, so wie von Ihrer Demuth dieser feierliche Aufzug „Sie überführen wird. Ich, als Wortführer der Gesellschaft, „ersuche Sie, diese Bittschrift anzunehmen, die nichts enthält, „was sich nicht mit dem Besten des Vaterlands und mit der Würde des Königs vertrüge." —

„Wenn diese Bittschrift," erwiederte Margaretha, „wirklich „nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlands und mit „der Würde des Königs streitet, so ist kein Zweifel, daß sie ge„billigt werden wird." — „Sie hätten," fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen und Bekümmerniß vernommen, daß man ihrer „Verbindung verdächtige Absichten unterlege, und ihnen bei Ihrer „Hoheit nachtheilig zuvorgekommen sei; darum lägen sie Ihr „an, ihnen die Urheber so schwerer Beschuldigungen zu nennen, „und solche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich „zu thun, damit derjenige, welchen man schuldig finden würde, „die verdiente Strafe leide." — „Allerdings," antwortete die

[1] Hopper. 73.

Regentin, „könne man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die „nachtheiligen Gerüchte von den Absichten und Allianzen des „Bundes für nöthig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen „aufmerksam darauf zu machen; aber nennen würde sie die Ur„heber dieser Nachrichten niemals; Staatsgeheimnisse zu ver„rathen," setzte sie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit keinem Rechte von ihr gefordert werden." Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging. [1]

„Nie," lautete diese Bittschrift (die nach Einigen den berühmten Balduin zum Verfasser haben soll), „nie hätten sie „es an der Treue gegen ihren König ermangeln lassen und auch „jetzt wären sie weit davon entfernt; doch wollten sie lieber in „die Ungnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn „noch länger in der Unwissenheit der übeln Folgen verharren „lassen, womit die gewaltsame Einsetzung der Inquisition und „die längere Beharrung auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. „Lange Zeit hätten sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine „allgemeine Staatenversammlung würde diesen Beschwerden ab„helfen; jetzt aber, da auch diese Hoffnung erloschen sei, hielten „sie es für ihre Pflicht, die Statthalterin vor Schaden zu warnen. „Sie bäten daher Ihre Hoheit, eine wohlgesinnte und wohlun„terrichtete Person nach Madrid zu senden, die den König ver„mögen könnte, dem einstimmigen Verlangen der Nation gemäß „die Inquisition aufzuheben, die Edikte abzuschaffen, und statt „ihrer auf einer allgemeinen Staatenversammlung neue und „menschlichere verfassen zu lassen. Unterdessen aber, bis der „König seine Entschließung kund gethan, möchte man die Edikte „ruhen lassen und die Inquisition außer Wirksamkeit setzen. „Gäbe man," schlossen sie, „ihrem demüthigen Gesuch kein

[1] Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183.

„Gehör, ſo nehmen ſie Gott, den König, die Regentin und alle „ihre Räthe zu Zeugen, daß ſie das Ihrige gethan, wenn es „unglücklich ginge.“ [1]

Den folgenden Tag erſchienen die Verbundenen in eben demſelben Aufzug, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhang unterdeſſen zu ihnen geſtoßen), vor der Regentin, um ihre Reſolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittſchrift geſchrieben, und enthielt: „Die Inquiſition und die Edikte ganz „ruhen zu laſſen, ſtehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle ſie, „dem Wunſche der Verbundenen gemäß, Einen aus dem Adel „nach Spanien ſenden, und ihr Geſuch bei dem Könige nach „allen Kräften unterſtützen. Einſtweilen ſolle den Inquiſitoren „empfohlen werden, ihr Amt mit Mäßigung zu verwalten; da„gegen aber erwarte ſie von dem Bunde, daß er ſich aller Ge„waltthätigkeiten enthalten, und nichts gegen den katholiſchen „Glauben unternehmen werde.“ So wenig dieſe allgemeine und ſchwankende Zuſage die Verbundenen befriedigte, ſo war ſie doch alles, was ſie mit irgend einem Schein von Wahrſcheinlichkeit fürs erſte hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittſchrift hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündniſſes nichts zu ſchaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, woran ſich der Geiſt des Aufruhrs ins Künftige feſthalten, wodurch man die Regierung, ſo oft es nöthig war, in Furcht ſetzen konnte. Die Verbundenen handelten alſo ihrem Plane gemäß, daß ſie ſich mit dieſer Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entſcheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelſpiel dieſer Bittſchrift nur erfunden geweſen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieſer Supplikantengeſtalt ſo lange zu verbergen, bis er genugſam zu

[1] Hopper. 74. Burg. 162. 166.

Kräften würde gekommen sein, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen; so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske, und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift, als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Diensteifer für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. „Die Zeit allein „und ihr künftiges Betragen," antwortete sie diesem, „würden „ihrer Absichten Richter sein."[1]

Gastmähler gaben dem Bund seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktierte Brederode die Verschwornen im Kuilemburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich Einige, daß sie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die sich bei Ueberreichung der Bittschrift zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: „Sie solle „sich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten." Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so weit herabgekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demuth versteckte, und der zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: es leben die Geusen! wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien

[1] Hopper. §. 94. Strada 127.

Brederode mit einer Taſche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche ſie damals trugen, hing ſie um den Hals, trank die Geſundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde, und verſicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit ſtehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein jedweder ſprach, indem er ihn an den Mund ſetzte, daſſelbe Gelübde nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlertaſche, und hing ſie an einem Nagel auf, den er ſich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieſes Poſſenſpiel verurſachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die der Zufall ſo eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hauſe, ungeſtüm zuſetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken.[1] Die Ankunft dieſer drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäſte, und ihre Freude fing an bis zur Ausgelaſſenheit zu ſteigen. Viele wurden betrunken; Gäſte und Aufwärter ohne Unterſchied, Ernſthaftes und Poſſierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten ſich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rauſche beſchloſſen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daſein ſeiner Beſchützer mußte dem Volke verſinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein ſichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein beſſeres Mittel, als dieſen Namen der Geuſen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig

[1] „Aber," verſicherte nachher Egmont in ſeiner Verantwortungsſchrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei ſchrieen ſie: es lebe der „König und es leben die Geuſen! Es war dies zum erſtenmal, daß ich dieſe „Benennung hörte, und gewiß, ſie miſſiel mir. Aber die Zeiten waren ſo „ſchlimm, daß man manches gegen ſeine Neigung mitmachen mußte, und ich „glaubte eine unſchuldige Handlung zu thun." Procès criminels des Comtes d'*Egmont* etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

Tagen wimmelte die Stadt Brüſſel von aſchgrauen Kleidern, wie man ſie an Bettelmönchen und Büßenden ſah. Die ganze Familie mit dem Hausgeſinde eines Verſchwornen warf ſich in dieſe Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüſſeln mit dünnem Silberblech überzogen, eben ſolche Becher, oder auch Meſſer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen ſie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen ſie eine goldene oder ſilberne Münze, nachher der Geuſenpfennig genannt, deren eine Seite das Bruſtbild des Königs zeigte, mit der Inſchrift: Dem Könige getreu. Auf der andern ſah man zwei zuſammengefaltete Hände, die eine Proviantta ſche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelſack. Daher ſchreibt ſich der Name der Geuſen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papſtthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen.[1]

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um ſich in den Provinzen zu zerſtreuen, erſchienen ſie noch einmal vor der Herzogin, um ſie in der Zwiſchenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volk nicht aufs Aeußerſte käme. Sollte aber, fügten ſie hinzu, aus einem entgegengeſetzten Betragen Schlimmes entſtehen, ſo wollten ſie als Leute angeſehen ſein, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiederte die Regentin: ſie hoffe ſolche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geſchehe dieſes aber dennoch, ſo würde ſie es niemand anders als den Verbundenen zuzuſchreiben haben. Sie ermahne ſie alſo ernſtlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzuſammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um ſie einſtweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimſchreiber Berti befohlen, ihnen

[1] Hopper. §. 94. Strada 127—130. Burgund. 185. 187.

„Gehör, so nehmen sie Gott, den König, die Regentin und alle „ihre Räthe zu Zeugen, daß sie das Ihrige gethan, wenn es „unglücklich ginge.“ [1]

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in eben demselben Aufzug, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhang unterdessen zu ihnen gestoßen), vor der Regentin, um ihre Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben, und enthielt: „Die Inquisition und die Edikte ganz „ruhen zu lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle sie, „dem Wunsche der Verbundenen gemäß, Einen aus dem Adel „nach Spanien senden, und ihr Gesuch bei dem Könige nach „allen Kräften unterstützen. Einstweilen solle den Inquisitoren „empfohlen werden, ihr Amt mit Mäßigung zu verwalten; da„gegen aber erwarte sie von dem Bunde, daß er sich aller Ge„walttthätigkeiten enthalten, und nichts gegen den katholischen „Glauben unternehmen werde.“ So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch alles, was sie mit irgend einem Schein von Wahrscheinlichkeit fürs erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, woran sich der Geist des Aufruhrs ins Künftige festhalten, wodurch man die Regierung, so oft es nöthig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bittschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu

[1] Hopper. 74. Burg. 162. 166.

Kräften würde gekommen sein, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen; so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske, und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift, als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Diensteifer für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. „Die Zeit allein „und ihr künftiges Betragen," antwortete sie diesem, „würden „ihrer Absichten Richter sein."[1]

Gastmähler gaben dem Bund seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktierte Brederode die Verschwornen im Kuilemburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich Einige, daß sie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die sich bei Ueberreichung der Bittschrift zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: „Sie solle „sich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten." Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so weit herabgekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demuth versteckte, und der zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: es leben die Geusen! wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien

[1] Hopper. §. 94. Strada 127.

Brederode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde, und versicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlertasche, und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die der Zufall so eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken.[1] Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter ohne Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Dasein seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein sichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig

[1] „Aber," versicherte nachher Egmont in seiner Verantwortungsschrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei schrieen sie: es lebe der „König und es leben die Geusen! Es war dies zum erstenmal, daß ich diese „Benennung hörte, und gewiß, sie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren so „schlimm, daß man manches gegen seine Neigung mitmachen mußte, und ich „glaubte eine unschuldige Handlung zu thun." Procès criminels des Comtes d'*Egmont* etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

Tagen wimmelte die Stadt Brüſſel von aſchgrauen Kleidern, wie man ſie an Bettelmönchen und Büßenden ſah. Die ganze Familie mit dem Hausgeſinde eines Verſchwornen warf ſich in dieſe Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüſſeln mit dünnem Silberblech überzogen, eben ſolche Becher, oder auch Meſſer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen ſie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen ſie eine goldene oder ſilberne Münze, nachher der Geuſenpfennig genannt, deren eine Seite das Bruſtbild des Königs zeigte, mit der Inſchrift: Dem Könige getreu. Auf der andern ſah man zwei zuſammengefaltete Hände, die eine Proviantaſche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelſack. Daher ſchreibt ſich der Name der Geuſen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papſtthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen.[1]

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um ſich in den Provinzen zu zerſtreuen, erſchienen ſie noch einmal vor der Herzogin, um ſie in der Zwiſchenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volk nicht aufs Aeußerſte käme. Sollte aber, fügten ſie hinzu, aus einem entgegengeſetzten Betragen Schlimmes entſtehen, ſo wollten ſie als Leute angeſehen ſein, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiederte die Regentin: ſie hoffe ſolche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geſchehe dieſes aber dennoch, ſo würde ſie es niemand anders als den Verbundenen zuzuſchreiben haben. Sie ermahne ſie alſo ernſtlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzuſammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um ſie einſtweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimſchreiber Berti befohlen, ihnen

[1] Hopper. §. 94. Strada 127—130. Burgund. 185. 187.

die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte,[1] welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mußten; und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachsames Auge zu haben. Brederode, Kuilemburg und Bergen verließen endlich die Stadt, von 550 Reitern begleitet, begrüßten sie noch einmal außerhalb den Mauern mit Musketenfeuer, und schieden dann von einander, Brederode nach Antwerpen, die beiden andern nach Geldern. Dem Ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; „Bürger von Antwerpen," redete er sie an, „ich bin hier, mit „Gefahr meiner Güter und meines Lebens, euch die Last der „Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit „mir theilen und zu eurem Führer mich erkennen, so nehmt die „Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum Zeichen „eures Beifalls die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verließ er Antwerpen.[2]

Gleich nach Uebergebung der Bittschrift der Edlen hatte die Regentin durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sei, diese Mil-

[1] Burgundius gibt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben soll. 188.

[2] Strada 131.

derung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem König erst zur Genehmhaltung vorzulegen.[1] Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das Erste stimmte. Außerdem hatte man Grund zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden sein werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sei. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs eine Landschaft nach der andern einzeln, und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersetzlichkeit Muth machte, sondern auch noch so viel gewann, daß die freiern Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißen ließen.[2] Zufolge eines äußerst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche Angeber dem Recht der Wiedervergeltung unterworfen sein sollten; die von Hennegau verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andere willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz

[1] Hopper. §. 95.
[2] Grot. 22. Burgund. 196. 197 sq.

zu appellieren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofs überlisten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren, und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam.[1] Aus dem Hauptinhalt dieser Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. „Die Schriftsteller der Sekten," hieß es darin, „ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche einen von „diesen beherbergten, ketzerische Zusammenkünfte beförderten und „verhehlten, oder irgend sonst ein öffentliches Aergerniß gäben, „sollten mit dem Galgen bestraft und ihre Güter (wo die Lan„desgesetze es nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwüren „sie aber ihre Irrthümer ab, so sollten sie mit der Strafe des „Schwerts davon kommen und ihre Verlassenschaft ihrer Familie „bleiben." Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; unbußfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sei denn, daß sie sich durch Verführung Anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt, und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten.[2] Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt, und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt,

[1] N. G. d. v. N. III. 72.
[2] Burg. 190—193.

den ihm die standhafte Widersetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde keinen einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen anstatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung, nannte.[1]

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrath vorgelegt, und, von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen.[2]

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen[3] aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delicaten Geschäft allein nicht befassen wollte, einen Gehilfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniß war, so machte er seiner mehreren Sicherheit wegen mit der Herzogin aus, daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksal, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis

[1] A. G. d. v. N. 72.

[2] Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

[3] Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den Ersten gewesen war, die den Compromiß unterschrieben. Vigl. ad Hopper. VII. Brief

von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außer Stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichtsdestoweniger machte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben. [1]

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere, schonende Verhältniß, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem Streit nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte: so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Diensteifer erkälten und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittschrift des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eigenen Betragen bei dieser Gelegenheit außer Zweifel setzten, und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen sie, als Stützen der vaterländischen Freiheit und größtentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können. [2] Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt

[1] Strad. 133. 134.
[2] Meteren 81.

nun ab, welche Partei ſie künftig zu nehmen hatten. Hieß die Bittſchrift Empörung, ſo blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Intereſſe auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieſer mißlichen Alternative konnten ſie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geſchäften ausweichen; ein Weg, den ſie zum Theil ſchon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umſtänden mehr als eine bloße Nothhilfe war. Auf ſie ſah die ganze Nation. Das unumſchränkte Vertrauen in ihre Geſinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen ſie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die ſie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die ſie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; ſo lange ſie dem Senat noch beiwohnten, vermied man gewaltſame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, ſelbſt wenn ſie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion muthlos und unſicher, die ſich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, ſobald ſie, auch nur entfernt, auf einen ſo wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieſelben Maßregeln der Regierung, die, wenn ſie durch ihre Hände gingen, eines günſtigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne ſie verdächtig und unnütz werden; ſelbſt die Nachgiebigkeit des Königs, wenn ſie nicht das Werk dieſer Volksfreunde war, mußte den beſten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geſchäften die Regentin zu einer Zeit von Rath entblößte, wo Rath ihr am unentbehrlichſten war, gab dieſe Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republikaniſchen Charakters, nicht unterlaſſen haben würde, das Uebel zu verſchlimmern und die Erbitterung der Gemüther aufs Aeußerſte zu treiben.

Alle dieſe Gründe, unter denen es jedem freigeſtellt iſt, nach ſeiner guten oder ſchlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszuſuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stiche zu laſſen und ſich aller Staatsgeſchäfte zu begeben. Die Gelegenheit, dieſen Vorſatz ins Werk zu richten, fand ſich bald. Der Prinz hatte für die ſchleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte geſtimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und ſandte ſie zuvor an den König. „Ich ſehe nun deutlich," brach er mit verſtellter Heftigkeit aus, „daß allen „Rathſchlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf „keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und ferne ſei „es von mir, meinem Herrn Dienſte aufzudringen, die ihm zu„wider ſind. Beſſer alſo für ihn und mich, ich entziehe mich „dem gemeinen Weſen." [1] Das Nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorn; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in ſeiner Anklage) ausſah wie die Geſundheit. Die Regentin, von den Folgen erſchreckt, die dieſer Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete ſcharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorſtellungen, noch das gemeine Beſte ſo „viel über Sie vermögen, Sie von dieſem Vorſatz zurückzu„bringen, ſo ſollten Sie wenigſtens Ihres eigenen Rufes mehr „ſchonen. Ludwig von Naſſau iſt Ihr Bruder. Er und „Graf Brederode, die Häupter der Verſchwörung, ſind öffent„lich Ihre Gäſte geweſen. Die Bittſchrift enthält daſſelbe, wo„von alle Ihre Vorſtellungen im Staatsrathe bisher gehandelt „haben. Wenn Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs ver„laſſen, wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Verſchwö„rung begünſtigen?" Es wird nicht geſagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrath getreten iſt; iſt er es aber, ſo

[1] Burgund. 189.

muß er ſich bald eines Andern beſonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geſchäften erblicken. Egmont, ſcheint es, ließ ſich von den Vorſtellungen der Regentin beſiegen; Hoorn allein zog ſich wirklich auf eines ſeiner Güter zurück, des Vorſatzes, weder Kaiſern noch Königen mehr zu dienen.[2]

Unterdeſſen hatten ſich die Geuſen durch alle Provinzen zerſtreut, und wo ſie ſich zeigten, die günſtigſten Nachrichten von dem Erfolg ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Verſicherungen nach war für die Religionsfreiheit alles gewonnen, und dieſen Glauben recht zu befeſtigen, halfen ſie ſich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten ſie zum Beiſpiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin dieſe feierlich erklärten, daß künftighin niemand weder Gefängniß, noch Landesverweiſung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben ſollte, er hätte ſich denn zugleich eines politiſchen Verbrechens ſchuldig gemacht, in welchem Fall gleichwohl die Verbundenen allein ſeine Richter ſein würden; und dies ſollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So ſehr es ſich die Ritter, auf die erſte Nachricht von dem geſpielten Betrug, angelegen ſein ließen, die Nation aus ihrer Täuſchung zu reißen, ſo wichtige Dienſte hatte dieſe Erfindung der Faktion in dieſer kurzen Zeit ſchon geleiſtet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung ſich auf einen bloßen Augenblick einſchränkt, ſo können Erdichtungen, die ſich nur dieſen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgeſtreute Gerücht zwiſchen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Muth der Proteſtanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, ſpielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn ſie auch ſelbſt nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beſchönigung diente. Wenn dieſer

[1] Wo er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Hoorns Anklage. 118.

fälſchliche Wahn auch noch ſo bald widerrufen ward, ſo mußte er doch in dem kurzen Zeitraum, wo er Glauben fand, ſo viele Ausſchweifungen veranlaßt, ſo viel Zügelloſigkeit und Licenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit ſowohl, als aus Verzweiflung fortzuwandeln ſich genöthigt ſehen mußte.[1] Gleich auf die erſte Zeitung dieſes glücklichen Erfolgs fanden ſich die geflüchteten Proteſtanten in ihrer Heimath wieder ein, von der ſie ſich nur ungern geſchieden hatten; die ſich verſteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch dieſe Duldungsakte, ſchenkten ſich ihr jetzt öffentlich und laut.[2] Der Name der Geuſen wurde hochgerühmt in allen Provinzen; man nannte ſie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Inſignien zu tragen. Dieſe letzteren brachten auf dem Geuſenpfennig noch die Veränderung an, daß ſie zwei kreuzweis gelegte Wanderſtäbe darauf ſetzten, gleichſam um anzudeuten, daß ſie jeden Augenblick fertig und bereit ſtünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlaſſen. Die Errichtung des Geuſenbunds hatte den Dingen eine ganz andere Geſtalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geſchrei der Einzelnen war, hatte ſich nunmehr in Einen Körper furchtbar zuſammengezogen, und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrühreriſche Kopf ſah ſich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte ſeine Verwegenheit zu ſichern, indem er ſie in dieſen Verſammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, ſchmeichelte dem Eitlen; ſich unbeobachtet und ungeſtraft in dieſem großen Strome zu verlieren,

[1] Strada 132. 133.
[2] Grot. 22.

lockte den Feigen. Das Geſicht, welches die Verſchwörung der Nation zeigte, war demjenigen ſehr ungleich, welches ſie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Abſichten auch die lauterſten geweſen, hätte ſie es wirklich ſo gut mit dem Throne gemeint, als ſie äußerlich ſcheinen wollte, ſo würde ſich der große Haufen dennoch nur an das Geſetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr beſſerer Zweck gar nicht für ihn vorhanden geweſen ſein.

Oeffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger sein, als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Calvinisten, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Kantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtentheils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland grenzt,

in Besitz; ihr Bekenntniß herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluß dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich unauslöschlichen Haß gegen das Papstthum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, daß die Gluth des Fanatismus bei ihnen verglimmte. [1]

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation statt haben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein Auftrag, den der größte Theil von diesen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die mehrsten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu sehen. [2] Sie verstanden also die Regentin absichtlich falsch, und ließen die Inquisition, wie die Edikte, fast ganz in Verfall gerathen. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Geusen verbunden, lockte die Protestanten.

[1] Grot. 22. Strad. 136. Burgund. 212.
[2] Grot. 29 Burgund. 203. 204.

die ſich ohnehin zu ſehr angehäuft hatten, um länger verſteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man ſich mit ſtillen nächtlichen Verſammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man ſich zahlreich und gefürchtet genug, um dieſe Zuſammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Dieſe Licenz nahm ihren erſten Anfang zwiſchen Oudenaarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewiſſer Hermann Stricker, aus Oberyſſel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloſter entſprungen, ein verwegner Enthuſiaſt von fähigem Geiſt, impoſanter Figur und fertiger Zunge, iſt der Erſte, der das Volk zu einer Predigt unter freien Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens verſammelt einen Anhang von ſiebentauſend Menſchen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge ſprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volk, das in Ermanglung anderer Waffen nach Steinen greift, ſo übel empfangen, daß er, von ſchweren Wunden dahingeſtreckt, noch froh iſt, ſein Leben durch Bitten zu retten.[1] Der erſte gelungene Verſuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalſt verſammeln ſie ſich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber ſind ſie ſchon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden verſehen, ſtellen Poſten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienſt Theil nehmen, wozu beſondere Aufpaſſer beſtellt ſind. An dem Eingang haben ſich Buchhändler gelagert, welche den proteſtantiſchen Katechismus, Erbauungsſchriften und Pasquille auf die Biſchöfe feil

[1] Burgund. 213. 214. Dieſe unerhörte Brutalität eines einzelnen Menſchen, mitten unter eine Schaar von ſiebentauſend tollkühnen Menſchen, die durch gemeinſchaftliche Andacht noch mehr entzündet ſind, zu bringen, um einen, den ſie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweiſt mehr als alles, was man über dieſe Materie ſagen kann, mit welch inſolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die ſogenannten Ketzer herabgeſehen haben mögen, die ſie als eine ſchlechtere Menſchenart betrachteten.

bieten. Der Apostel, Hermann Stricker, läßt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papstthum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Fluß, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sacramente auf calvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet und Ehen zerrissen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Ostflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein anderer abgefallener Mönch, Peter Dathen, aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; fünfzehntausend Menschen drängten sich aus Flecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre Anzahl macht sie beherzt genug, mit stürmender Hand in die Gefängnisse zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertod aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem gewissen Ambrosius Ville, einem französischen Calvinisten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und lassen sich öftere Drohungen entfallen, daß sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblößt, die der Commandant, aus Furcht vor Verrätherei, in das Castell gezogen hatte, und welche sich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agieren. Die Sectirer gingen in ihrem Uebermuthe so weit, daß sie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen diese versagte, traten sie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiel der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzusetzen. Diese drei Städte standen unter einander in dem genauesten Zusammenhang,

und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, so kamen sie überein, daß sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederodes Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechzehntausend Menschen brachen an dem nämlichen Tag, wo dasselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter schleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Sie schlossen den Platz mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete versteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutsche, theils Hugenotten, und redeten in wallonischer Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinsten Pöbel, und Handwerker sogar fühlten sich zu diesem heiligen Werke berufen. Kein Ansehen der Obrigkeit, kein Gesetz, keines Häschers Erscheinung schreckte sie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Ankömmlinge, die so viel Redens von sich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen wurden. Ein großer Theil wurde von diesen Predigten wie von lustigen Komödien angezogen, in welchen der Papst, die Väter der Trientischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieses zuging, desto mehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatschen, wie im Schauspielhause, belohnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging demohngeachtet in dem Gemüth der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterliefen; und Mancher, der hier nichts weniger als

Wahrheit gesucht hatte, brachte sie vielleicht, ohne es selbst zu wissen, mit zurück. [1]

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermessenheit der Sektirer, bis sie sich endlich sogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienst mit einer Eskorte von gewaffneten Reitern im Triumph heimzuführen, und so das Gesetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath sendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um sie zu einer persönlichen Ueberkunft, und, wo möglich, zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfall der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor Plünderung bang, standen schon im Begriffe, sie zu räumen. Furcht, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, verbietet ihr zwar diesem Begehren zu willfahren, aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin gesendet, um mit dem Magistrate wegen Einführung einer Garnison zu unterhandeln. Der aufrührerische Pöbel, dem der Zweck seiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumultuarischem Geschrei um ihn herum. „Man kenne ihn als einen geschworenen Feind der Geusen," wurde ihm zugeschrieen; „er bringe Knechtschaft und Inquisition, und er solle unverzüglich die Stadt verlassen." Auch legte sich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Calvinisten dieser Stadt bei dem Magistrat eine Schrift ein, worin sie bewiesen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrath erneuert seine Vorstellungen an die Herzogin, daß sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hilfe kommen, oder ihr wenigstens den Prinzen von Oranien schicken

[1] Strada 132. Burgund. 220—232.

möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel eines Burggrafen von Antwerpen verpflichtet sei. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte sie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentin und den ungestümen Wünschen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstraße wimmelte von Menschen, die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergießungen. „Die Geusen sollen leben!" schrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Sehet hin," schrieen andere, das ist der, der uns Freiheit bringt!" — „Der ist's," schrieen die Lutheraner, „der uns das Augsburgische Bekenntniß bringt!" — „Nun brauchen wir fortan keine Geusen mehr!" riefen andere; „wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns alles!" Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wußten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Psalmen Luft, die sie tumultuarisch um ihn her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her, und rief endlich, da ihm niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: „Bei Gott," rief er, „sie sollten zusehen, was sie thäten, es würde sie einmal reuen, was sie jetzt gethan." [1] Das Jauchzen mehrte sich, als er in

[1] Strada 138. 139. Burg. 233. 234.

die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Uebels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien unter einander, und in dem Argwohn der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sei, und daß sein erstes Geschäft also sein müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossaard von Brabant sich in dem Gebiet von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Calvinisten, bei ihrem Gottesdienst feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfall sicher sein könnten. [1] Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepräng unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Götzendienst war alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Procession herausnahm. [2]

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuthe der Protestanten erhält, und für Antwerpen zittert, das sie in Oraniens gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten

[1] Meurs. Guil. Aur. Libr. I. 10. 11.
[2] Meteren 83. Burgund. 234.

hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hilfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der innern Kräfte des Bundes, dessen Dasein und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuversicht der Sektirer erheben, als sie den Muth der Regentin darniederschlug. Der Convent kam in einer Lüttichischen Stadt, St. Truyen, zu Stande, wohin sich Brederode und Ludwig von Nassau an der Spitze von zweitausend Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weissagen schien, so achteten sie auf alle Fälle für rathsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzogin zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewußt waren, betrachteten seine Ausgelassenheit als ein günstiges Ereigniß für den Bund; das scheinbare Glück derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man solle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühnern Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beispiel zu einem Antheil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerem Triebe dazu getreten waren, hörten wir zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch' ein gefährliches Unternehmen sie sich übereilter Weise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung

trat der junge Graf Mansfeld zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk der Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen.[1]

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen Ludwig von Nassau, Brederode und Kuilemburg waren, besprachen sich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe unweit Mecheln. „Wozu dieser neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieser beiden entbieten. „Man hat Gesandte nach Spanien von „mir gefordert; ich habe sie dahin gesendet. Man hat die Edikte „und Inquisition allzu streng gefunden; ich habe beide gemildert. „Man hat auf eine allgemeine Versammlung der Reichsstände „angetragen; ich habe diese Bitte vor den König gebracht, weil „ich sie aus eigner Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' „ich denn nun unwissender Weise noch unterlassen oder gethan, „was diese Zusammenkunft in St. Truyen nothwendig machte? „Ist es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und seinen „Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung ist „groß, aber größer ist seine Gnade. Wo bleibt nun das Ver„sprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu er„regen? Wo jene prächtig tönenden Worte, daß man bereit sein „würde, lieber zu meinen Füßen zu sterben, als dem König „etwas von seinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen sich die „Neuerer Dinge heraus, die sehr nahe an Aufruhr grenzen und „die Republik zum Verderben führen; und der Bund ist's, auf „den sie sich dabei berufen. Wenn er dieses mit Stillschweigen „duldet, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres Frevels an; „wenn er es redlich mit seinem König meint, so kann er bei „dieser Ausgelassenheit des Pöbels nicht unthätig feiern. Aber „er selbst geht ja dem rasenden Pöbel durch sein gefährliches

[1] Burgund. 235. Strada 140.

„Beiſpiel voran, ſchließt Bündniſſe mit den Feinden des Vater-
„lands, und bekräftigt dieſe ſchlimmen Gerüchte durch ſeine
„jetzige ſtrafbare Verſammlung.“ [1]

Der Bund verantwortete ſich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrath zu Brüſſel einreichen läßt. „Alles,“ lautete dieſe, „was „Ihre Hoheit in Rückſicht auf unſere Bittſchrift gethan, haben „wir mit dem lebhafteſten Danke empfunden; auch können wir „über keine Neuerung Klage führen, welche in dieſer Zeit, Ihrem „Verſprechen zuwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber „wenn wir demungeachtet jetzt noch immer und aller Orten her „in Erfahrung bringen, und mit eigenen Augen uns über-„zeugen, daß man unſere Mitbürger um der Religion willen „vor Gericht ſchleppt und zum Tode führt, ſo müſſen wir noth-„wendig daraus ſchließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit von „den Gerichtshöfen zum mindeſten — ſehr wenig geachtet werden. „Was der Bund ſeinerſeits verſprochen, hat er redlich erfüllt, „auch den öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu ſteuern „geſucht; aber freilich iſt es kein Wunder, wenn die ſo lange „Verzögerung einer Antwort aus Madrid die Gemüther mit „Argwohn erfüllt, und die getäuſchte Hoffnung einer allgemeinen „Staatenverſammlung ſie wenig geneigt macht, fernern Ver-„ſicherungen zu glauben. Nie hat ſich der Bund mit den Feinden „des Landes verbunden; auch nie eine Verſuchung dazu gefühlt. „Sollten ſich franzöſiſche Waffen in den Provinzen ſehen laſſen, „ſo werden wir, die Verbundenen, als die Erſten zu Pferde „ſitzen, ſie daraus zu vertreiben; aber wir wollen aufrichtig „gegen Ew. Hoheit ſein. Wir glaubten Zeichen Ihres Unwillens „gegen uns in Ihrem Geſichte zu leſen; wir ſehen Menſchen „im ausſchließenden Beſitz Ihrer Gnade, die durch ihren Haß „gegen uns berüchtigt ſind. Täglich müſſen wir hören, daß

[1] Meteren 74. Burg. 238. 239.

„vor der Gemeinschaft mit uns, wie vor Verpesteten, gewarnt „wird, daß man uns die Ankunft des Königs wie den Anbruch „eines Gerichtstags verkündigt — was ist natürlicher, als daß „der Argwohn gegen uns auch den unsrigen endlich erweckte? „daß der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man unsere „Verbindung zu schwärzen bemüht ist, daß die Kriegsrüstungen „des Herzogs von Savoyen und anderer Fürsten, die, wie „das Gerücht sagt, uns gelten sollen, die Unterhandlungen des „Königs mit dem französischen Hof, um einer spanischen Armee, „die nach den Niederlanden bestimmt sein soll, den Durchzug „durch dieses Reich auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr, „uns aufgefordert haben, auf unsere Selbstvertheidigung zu „denken, und uns durch eine Verbindung mit unsern auswär„tigen Freunden zu verstärken? Auf ein allgemeines, unstetes „und schwankendes Gerede beschuldigt man uns eines Antheils „an dieser Zügellosigkeit des protestantischen Pöbels; aber wen „klagt das allgemeine Gerede nicht an? Wahr ist es allerdings, „daß auch unter uns Protestanten sich befinden, denen eine „Duldung der Religionen das willkommenste Geschenk sein würde; „aber auch sie haben niemals vergessen, was sie ihrem Herrn „schuldig sind. Furcht vor dem Zorne des Königs ist es nicht, „was uns aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten. Der „König ist gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht ist. Es „kann also nicht Verzeihung sein, was wir bei ihm suchen, „und eben so wenig kann es Vergessenheit sein, was wir „uns über Handlungen erbitten, die unter den Verdiensten, so „wir uns um Se. Majestät erworben, nicht die unbeträchtlichsten „sind. Wahr ist es wieder, daß sich Abgeordnete der Lutheraner „und Calvinisten in St. Truyen bei uns eingefunden; ja noch „mehr, sie haben uns eine Bittschrift übergeben, die wir an „Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen „bei ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund ihnen Sicher„heit leisten und sich für eine allgemeine Versammlung der

„Stände verbürgen wolle. Beides haben wir geglaubt, ihnen „zusagen zu müssen, aber unsere Versicherung allein hat keine „Kraft, wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen „Ihrer vornehmsten Räthe bestätigt wird. Unter diesen kann „niemand von dem Zustand unserer Sachen so gut unterrichtet „sein, und es so redlich mit uns meinen, als der Prinz von „Oranien und die Grafen von Hoorn und von Egmont. „Diese drei nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn „man ihnen dazu die nöthige Vollmacht gibt, und uns Ver„sicherung leistet, daß ohne ihr Wissen keine Truppen geworben, „und keine Befehlshaber darüber ernannt werden sollen. Diese „Sicherheit verlangen wir indessen nur auf einen gegebenen „Zeitraum, nach dessen Verstreichung es bei dem Könige stehen „wird, ob er sie aufheben oder bestätigen will. Geschieht das „Erste, so ist es der Billigkeit gemäß, daß man uns einen „Termin setze, unsere Personen und Güter in Sicherheit zu „bringen; drei Wochen werden dazu genug sein. Endlich und „letztens machen wir uns auch unsrerseits anheischig, ohne „Zuziehung jener drei Mittelspersonen nichts Neues zu unter„nehmen.“ [1]

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und sich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin sah sich eben so wenig im Stand, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwand sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rath, als von Geld entblößt, dessen Mangel sie nöthigte, die Großmuth der Geistlichkeit anzusprechen, und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen,

[1] Meteren 84. 85. Strada 141 sq. Burgund. 240—251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11 12.

abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, sah sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in St. Truyen den Vertrag einzugehen, daß sie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weitern Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deßwegen auf das nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruch der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte. [1]

(1566.) Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Plakate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehilfen vertröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem König, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine General-

[1] Hopper. §. 117. Burgund. 252. 262.

verſammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweiſen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeſchränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen dieſen Beſchwerden zum Grunde läge, und jeder noch ſo gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf ſeine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntſchaft mit dem Charakter ſeiner Landsleute wagte er es, dem König für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, ſobald er ſie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit ſeiner Abſichten überführt haben würde, da er ihm im Gegentheil, von eben dieſer Kenntniß geleitet, alle Hoffnung dazu abſprach, ſo lange ſie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel ſeiner Unterdrückung zu ſein, und dem Neide der ſpaniſchen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehilfe erſchien endlich, und der Inhalt ihrer Geſandtſchaft wurde wiederholten Berathſchlagungen unterworfen. [1]

(1566.) Der König war damals im Buſch zu Segovien, wo er auch ſeinen Staatsrath verſammelte. Beiſitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa; Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeiſter der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quixada, Oberſtallmeiſter des Prinzen; Karl Tyſſenacque, Präſident des niederländiſchen Conſeils; der Staatsrath und Siegelbewahrer Hopper [2] und der Staatsrath von Corteville. [3] Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgeſetzt; beide Abgeſandte wohnten

[1] Hopper. 98. 99. 103.

[2] Aus deſſen Mémoires, als einer mithandelnden Perſon, die Reſultate dieſer Sitzung genommen ſind.

[3] Hopper. §. 111.

ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle miteinander in Zusammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall an einander gereiht, und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen sein, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitz einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Absendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidenen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man, es durch einen dritten und herzhaftern Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, den Geusenbund, von dem Hof zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft, und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem König zu thun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerm, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene Moderation nicht eine gänzliche Strafloſigkeit aller Ketzereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsraths und

von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders, als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? ein General-Gouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrath, und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben? [1]

Welches aber auch die Quellen dieses Uebels sein mochten, so gestand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend sei. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveräne Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war, und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da sowohl die stürmische Jahreszeit, als die Gefahr von den französischen und englischen Schiffen, die den Ocean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walchern Besitz nehmen, und dem König die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühling nicht an diese Reise zu denken, und man mußte sich in Ermanglung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittleren Auskunft begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzutragen: erstlich, daß er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milderung der Plakate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation geschont wäre; drittens, daß er der Oberstatthalterin Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich

[1] Hopper. § 104.

verurtheilt ſeien, doch mit Ausnahme der Prediger der Sekten und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu laſſen, damit die Gemüther verſichert und kein Weg der Menſchlichkeit unverſucht gelaſſen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentlichen Zuſammenkünfte und Predigten müßten fortan, bei ſtrenger Ahndung, unterſagt ſein; würde dennoch dagegen gehandelt, ſo ſollte die Oberſtatthalterin ſich der ordinären Truppen und Beſatzungen zur gewaltſamern Unterwerfung der Widerſpänſtigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieſelben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohlgethan ſein, wenn Se. Majeſtät den vornehmſten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone ſchrieben, um ihren Dienſteifer zu beleben. [1]

Sobald dem König dieſe Reſolution ſeines Staatsraths vorgelegt worden, war ſein Erſtes, daß er an den vornehmſten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzuſtellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei ſeinem Entſchluß zu erflehen. Er erſchien in eigner Perſon im Staatsrath, um dieſe Reſolution zu genehmigen und ſogleich ausfertigen zu laſſen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete ſich aber, einige deutſche Regimenter in ſeinem Solde zu behalten, und ihnen, damit ſie deſto eifriger dienten, die alten Rückſtände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatſchreiben, ſich unter der Hand und im Stillen kriegeriſch zu rüſten: dreitauſend Mann Reiterei und zehntauſend Mann Fußgänger ſollte ſie in Deutſchland zuſammenziehen laſſen, wozu er ſie mit den nöthigen Briefen verſah, und ihr eine Summe von dreihunderttauſend Goldgulden übermachte. [2] Er begleitete dieſe Reſolution mit mehreren Handſchreiben an einzelne Privat-

[1] Hopper. §. 109. 110. 112. 113.
[2] Hopper. §. 118. 124 Burg. 288.

perſonen und Städte, worin er ihnen in ſehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewieſenen guten Eifer dankte, und ſie auch fürs künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigſten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptſächlich geſtellt war, über die Zuſammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet dieſe eingeſchränkte und zweideutige Begnadigung ſo gut als gar keine war, und viel zu ſehr von der Willkür abhing, als daß ſie die Gemüther hätte verſichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation als zu gelinde verwarf, über deren Härte man ſich doch beklagte — ſo hatte er diesmal doch zu Gunſten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan: er hatte ihr die päpſtliche Inquiſition aufgeopfert und nur die biſchöfliche gelaſſen, woran ſie gewöhnt war. Sie hatte in dem ſpaniſchen Conſeil billigere Richter gefunden, als wahrſcheinlicherweiſe zu hoffen geweſen war. Ob dieſe weiſe Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahin geſtellt. Jetzt kam ſie zu ſpät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüſſel anlangten, war die Bilderſtürmerei ausgebrochen.

Viertes Buch.

Der Bilderſturm.

Die Triebfedern dieſer außerordentlichen Begebenheit ſind offenbar nicht ſo weit herzuholen, als viele Geſchichtſchreiber ſich Mühe geben. Möglich allerdings und ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Proteſtanten emſig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzſchule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern ſtrebten, um dieſem unverſöhnlichen Feind ihrer Partei in ſeinem eignen Lande zu thun zu geben; ſehr natürlich alſo, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlaſſen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrſchende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter ſie ſeufzten, zu übertreiben, und ſie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn ſie die Zahl ihrer Mitſchuldigen vermehrten; die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn ſie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor ſie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eignes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderſtürmerei die Frucht eines überlegten Planes geweſen, der auf dem Convent zu St. Truyen verabredet worden, daß in

Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Muthwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentiert habe? Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachäfften und die Papisten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spaß verdroß, wollte sie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtstuhl zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und Viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geusen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf eines, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern und Dolchen, und schlagen ihm das Haupt ab;

Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werk. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern dem Hochaltar gegenüber aufgestellt war, ein altes und sehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles dies geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsterniß, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den obersten Sprossen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstück leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich

aufs neue; die Mönche und Nonnen laſſen alles im Stich, um der letzten Beſchimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieſes Vorgangs hatte die Bürger aus dem erſten Schlafe geſchreckt; aber die Nacht machte die Gefahr ſchrecklicher, als ſie wirklich war, und anſtatt ſeinen Kirchen zu Hilfe zu eilen, verſchanzte man ſich in ſeinen Häuſern, und erwartete mit ungewiſſem Entſetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geſchehene Verwüſtung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöſter ſind noch verſchont geblieben; auch dieſe trifft ein ähnliches Schickſal; drei Tage dauert dieſer Gräuel. Beſorgt endlich, daß dieſes raſende Geſindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerſtören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reicheren Bürger, ſich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verſchloſſen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderſtürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denſelben Gräuel zu erneuern. Während dieſer ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einzigesmal gewagt, ſich ihrer Gewalt zu bedienen; ſo ſehr wurde ſie durch die Uebermacht der Calviniſten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgeſindel gedungen war. Der Schaden, den dieſe Verwüſtung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird er auf vierhunderttauſend Goldgulden angegeben. Viele ſchätzbare Werke der Kunſt wurden bei dieſer Gelegenheit vernichtet; viele koſtbare Handſchriften, viele Denkmäler, wichtig für Geſchichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magiſtrat gab ſogleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensſtrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei erröteten, nachdrücklich beiſtanden. Vieles wurde auf dieſe Art gerettet, und die Anführer des Geſindels, entweder weil weniger die Raubſucht, als Fanatismus

und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschlossen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen. [1]

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksal. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volk vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine tolldreiste Rotte, mit dem unverschämten Antrag an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: „Es sei ihnen," sagten sie, „von ihren Obern anbefohlen, nach „dem Beispiel der andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu „nehmen. Widersetzte man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig „und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber würden „sie stürmen;" ja sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hilfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, Angesichts der Garnison,

[1] Meteren 86. Strada 145—147. Burgund. 294. 295. 300. Hopper. S. 126. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13. 14.

die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben und in Tournay beigesetzt war. Dieser Adolph hatte seinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängniß geschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluch preiszugeben. [1]

Mit den Bilderstürmern aus Tournay verbanden sich andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebst einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüstet. [2]

Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte, Amsterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks

[1] Burgund. 315. 316.
[2] Meteren 85. 87. Strada 149.

zu berauben, oder ihn mit gewaltſamer Hand daraus weggeriſſen zu ſehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entſchloſſenheit ihres Magiſtrats der Verwüſtung. Dieſelben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländiſchen Inſeln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyſſel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schickſal. [1]

Das Gerücht dieſer Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüſſel, wo die Oberſtatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranſtaltet hatte. Die Schwärme der Bilderſtürmer dringen ſchon weit ins Brabantiſche vor, und drohen ſogar der Hauptſtadt, wo ihnen ein ſtarker Anhang gewiß iſt, hier unter den Augen der Majeſtät denſelben Gräuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Perſon in Furcht, die ſie ſelbſt im Herzen des Landes, im Kreis der Statthalter und Ritter nicht ſicher glaubt, iſt ſchon im Begriff, nach Mons, in Hennegau, zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arſchot zu einem Zufluchtsort aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderſtürmer gegeben, zu unanſtändigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umſonſt, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das dringendſte anliegen, ſie durch eine ſo ſchimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszuſetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürſtin zu ſchützen; umſonſt, daß die Stadt Brüſſel ſelbſt es ihr nahe legt, ſie in dieſer Extremität nicht zu verlaſſen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorſtellungen macht, durch einen ſo zaghaften Schritt die Inſolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern; ſie beharrt unbeweglich auf dieſem verzweifelten Entſchluß, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilder-

[1] Burgund. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 15.

ſtürmer gegen die Hauptſtadt im Anzug ſeien. Sie gibt Befehl, alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor ſich gehen ſollte. Mit Anbruch des Tages ſteht der Greis Viglius vor ihr, den ſie, den Großen zu Gefallen, ſchon lange Zeit zu vernachläſſigen gewohnt war. Er will wiſſen, was dieſe Zurüſtung bedeute, worauf ſie ihm endlich geſteht, daß ſie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er ſich ſelbſt mit zu retten ſuchte. „Zwei Jahre ſind es nun," ſagte ihr der Greis, „daß Sie dieſes Ausgangs der Dinge gewärtig ſein „konnten. Weil ich freier geſprochen habe, als Ihre Höflinge, „ſo haben Sie mir Ihr fürſtliches Ohr verſchloſſen, das nur „verderblichen Anſchlägen geöffnet war." Die Regentin räumt ein, daß ſie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtſchaffenheit geblendet worden ſei; jetzt aber dränge ſie die Noth. „Sind Sie geſonnen," verſetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu beſtehen?" „Das bin ich," antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht „zu dem großen Geheimniß der Regentenkunſt, zur Verſtellung, „und ſchließen Sie ſich ſcheinbar an die Fürſten an, bis Sie mit „ihrer Hilfe dieſen Sturm zurückgeſchlagen haben. Zeigen Sie „ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt ſind. „Laſſen Sie ſie einen Eid ablegen, daß ſie mit Ihnen gemeine „Sache machen wollen, dieſen Unordnungen zu begegnen. Denjenigen, die ſich bereitwillig dazu finden laſſen, vertrauen Sie „ſich als Ihren Freunden; aber die Andern hüten Sie ſich ja „durch Geringſchätzung abzuſchrecken." Viglius hielt ſie noch lange durch Worte hin, bis die Fürſten kamen, von denen er wußte, daß ſie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben würden. Als ſie erſchienen, entfernte er ſich in der Stille, um dem Stadtrath den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore ſchließen und allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang verſagen ſollte. Dieſer letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorſtellungen gethan hatten. — Die Regentin, die ſich in ihrer eignen Reſidenz

gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden ihres Adels, der sich anheischig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen von Mansfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Besatzung, und bewaffnete ihren ganzen Hof. [1]

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, dessen endlicher Schluß dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an den Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Aufhebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, nebst einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deßwegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen, und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Reverse, getreue Diener Sr. Majestät zu sein, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem König gegen innere und äußere Feinde thätige Hilfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet, der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signirt und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampf und mit weinenden Augen hatte die Regentin diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gestand sie

[1] Burgund. 330. 331. Hopper. §. 128. Vita Vigl. 48.

ihn dem König. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Oranien.[1]

Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen, und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz gibt sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere stehen Züchtigungen aus. Darauf versammelt er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man sie nannte, die Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauch untersagt sein. Fiele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese müßten geborne Niederländer sein, oder wenigstens von irgend einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu sein. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen,

[1] Meteren 88. 89 90. Hopper. §. 128. 129—134. Burgund. 333—337. Meurs. L. II. 16. 17.

ein Schwert aber sollte erlaubt sein. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch sich auf Controverspunkte einlassen, ausgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher und Diaconen, so wie zu allen ihren übrigen Consistorialversammlungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magistrat von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abstattete. Uebrigens sollten sie sich desselben Schutzes wie die herrschende Religion zu erfreuen haben. Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beschließen würde; dann aber jedem freistehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen von Hoogstraaten anvertraut, der ein sanfter Mann war, und, unbeschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, daß der Prinz bei diesem Vertrage seine Vollmacht weit überschritten, und im Dienst des Königs nicht anders als wie ein souveräner Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, daß es dem Magistrat weit leichter sein würde, diese zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sektirer im freien Felde sich selbst überlassen wären. [1]

Strenger betrug sich der Graf von Megen in Geldern,

[1] Meteren 91. Burgund. 349—354. Strada 153. Hopper. §. 136. Meurs. Guil. Auriac. L. I. 17. 18

wo er die protestantische Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel bediente sich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar außer der Stadt zu verhindern. Als deßhalb der Graf von Nassau sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an sie that, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte als die übrigen Städte? so antwortete sie: wenn in Brüssel vor dem Vertrage schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sei es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr statt fänden. Zugleich aber ließ sie unter der Hand der Bürgerschaft bedeuten, daß dem Ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß sei. So erhielt sie wenigstens die Residenz sich getreu.[1]

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft, an Montignys Statt, zu dessen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen, und sich außer den Mauern mit einem Gotteshaus zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seien zum Gebrauch des Volks errichtet, das Volk aber sei, nicht wo die Väter, sondern wo der größere Theil sei. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sei es billig, daß man ihnen das Geld schaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sei, so sei sie zuverlässig die bessere. Kirchen zu bauen, sollte ihnen unverwehrt sein; hoffentlich aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuthen, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten zu setzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wußten die Protestanten doch im Besitz einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten.[2] Auch in Valen-

[1] Burgund. 345. 346. 354.
[2] Burgund. 356. 357.

ciennes wollten ſich die Proteſtanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp von St. Aldegonde, Herrn von Noircarmes, dem in Abweſenheit des Marquis von Bergen die Statthalterſchaft darüber übertragen war, angeboten wurde. Ein reformirter Prediger, la Grange, ein Franzoſe von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit unumſchränkt beherrſchte, auf eigenen Kirchen innerhalb der Stadt zu beſtehen, und im Verweigerungsfall mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Calviniſten und ihr Einverſtändniß mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltſames gegen ſie zu unternehmen. [1]

Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem König ſeinen Eifer zu beweiſen. Er brachte Beſatzung in die Stadt Gent, und ließ einige von den ſchlimmſten Aufrührern am Leben ſtrafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholiſche Gottesdienſt erneuert, und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Calviniſten, aber nur dieſen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, ſich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten ſie ſich zum ſtrengſten Gehorſam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Proceduren gegen die Bilderſtürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von ſeinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, Johann Caſſembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderſtürmer an der Spitze einiger bündiſchen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt in Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweiundzwanzig aufgehängt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitſcht wurden. [2]

[1] Burgund. 359 sq.
[2] Meteren 91. 92. Burgund. 340–343.

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorn bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von eben so viel Eifer, und schlug eben so glücklich aus, als was Noircarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Edikte gesprochen, zu heftig seinen Maßregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Verschuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderstürmerei und dem mit den Unkatholischen eingegangenen Vergleich bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident Viglius mit seinem Freunde Hopperus um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Großen legten viele, als z. B. Egmont, Mansfeld, Megen, Aremberg, Noircarmes und Barlaimont besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abstatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte, und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deßwegen unmittelbar an die Regentin selbst nach Brüssel geschrieben, und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Conseil, sich über diesen neuen Vorfall zu berathen.

Granvellas Partei, die in demſelben die Oberhand hatte, wollte zwiſchen dem Betragen des niederländiſchen Adels und den Ausſchweifungen der Tempelſchänder einen ſehr genauen Zuſammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderſeitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demſelben Monat, merkten ſie an, wo der Adel ſeine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderſtürmerei angefangen; am Abend deſſelben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlaſſen, ſeien auch die Kirchen verwüſtet worden. Während des ganzen Tumults habe ſich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man ſich bedient, ſeien zum Vortheil der Sekten geweſen, alle andern hingegen unterlaſſen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderſtürmern, hieß es weiter, ſagten aus, daß ſie alles mit Wiſſen und Bewilligung der Fürſten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das ſie auf eigene Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beſchönigen ſuchte. Auch eine Schrift brachte man zum Vorſchein, worin der vornehme Adel den Geuſen ſeine Dienſte verſprach, die Verſammlung der Generalſtaaten durchzuſetzen, welche jener aber hartnäckig verläugnete. Man wollte überhaupt vier verſchiedene Zuſammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon ſollten jene verworfenen Rotten ſein, welche die Kirchen verwüſtet; eine zweite die verſchiedenen Sekten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geuſen, die ſich zu Beſchützern der Sekten aufgeworfen, ſollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geuſen durch Lehensverhältniſſe, Verwandtſchaft und Freundſchaft zugethan ſei. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniß angeſteckt, und alles ohne Unterſchied ſchuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten

Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückte, und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem letztern eine Partei, und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste Noth ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen, und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein großmüthiges Geschenk zu bewilligen. [1]

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verschwinden. „Jetzt," ließen sich Tyssenacque und Hopperus heraus, „sei die Angelegenheit wirk„lich vorhanden, an welche der König, laut seiner eigenen „Erklärung, die er ehemals dem Grafen von Egmont ge„than, tausend Leben zu wagen bereit sei. Die einzige Stadt

[1] Burgund. 363. 364. Hopper. §. 138. 139. 140. § 152. 153.

„Gent zu beruhigen, habe sich Karl der Fünfte einer be„schwerlichen und gefahrvollen Landreise durch feindliches Gebiet „unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte „es die Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller vereinigten Pro„vinzen.“ [1] Dieser Meinung waren die Meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzog von Alba verschiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegentheil bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee,“ erklärt Figueroa, den die Reihe zuerst traf, zu reden, „würde die Fürsten, durch deren Gebiet man sie „führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen „zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung sie „bestimmt wäre, unnöthig belästigen, und zu den Beschwerden, „welche diese bisher so weit gebracht, eine neue hinzufügen. „Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im „Gegentheil eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unschul„digen von dem Schuldigen unterscheide. Das Ungewöhnliche „und Gewaltsame eines solchen Schritts würde die Häupter der „Faktion in Versuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran „Muthwille und Leichtsinn den größten Antheil gehabt, von „einer ernsthaftern Seite zu sehen, und nun erst mit Plan „und Zusammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König „so weit gebracht zu haben, würde sie in eine Verzweiflung „stürzen, worin sie das Aeußerste unternehmen würden. Stelle

[1] Hopper. §. 142. Burgund. 366.

„ſich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, ſo begebe „er ſich des wichtigſten Vortheils, den er über ſie habe, ſeiner „landesherrlichen Würde, die ihn um ſo mächtiger ſchirme, „je mehr er zeige, daß er auf ſie allein ſich verlaſſe. Er ſetze „ſich dadurch gleichſam in Einen Rang mit den Rebellen, die „auch ihrerſeits nicht verlegen ſein würden, eine Armee aufzu„bringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen ſpaniſche Heere „bei der Nation vorarbeite. Der König vertauſche auf dieſe Art „die gewiſſe Ueberlegenheit, die ihm ſein Verhältniß als Landes„fürſt gewähre, gegen den ungewiſſen Ausgang kriegeriſcher Unter„nehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, noth„wendig einen Theil ſeiner eigenen Unterthanen zu Grunde „richten müſſen. Das Gerücht ſeiner gewaffneten Ankunft würde „ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um allen, die „ſich einer ſchlimmen Sache bewußt wären, hinreichende Zeit „zu verſchaffen, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und ſowohl „ihre innern als auswärtigen Hilfsquellen wirken zu laſſen. „Hierbei würde ihnen die allgemeine Furcht große Dienſte leiſten; „die Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den „minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hin„überziehen, und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das nie„mals würden geworden ſein. Wüßte man ihn aber ohne eine „ſolche fürchterliche Begleitung im Anzug, wäre ſeine Erſcheinung „weniger die eines Blutrichters, als eines zürnenden Vaters, „ſo würde der Muth aller Guten ſteigen, und die Schlimmen „in ihrer eigenen Sicherheit verderben. Sie würden ſich über„reden, das Geſchehene für weniger bedeutend zu halten, weil „es dem König nicht wichtig genug geſchienen, deßwegen einen „gewaltſamen Schritt zu thun. Sie würden ſich hüten, durch „offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache ganz zu verſchlimmern, „die vielleicht noch zu retten ſei. Auf dieſem ſtillen friedlichen „Wege würde alſo gerade das erhalten, was auf dem andern „unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde auf keine

„Art mit dem strafwürdigen Rebellen vermengt; auf diesen „allein würde das ganze Gewicht seines Zorns fallen. Nicht „einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem unge„heuren Aufwand entginge, den der Transport einer spanischen „Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone verursachen „würde.“ [1]

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an, „kann das Unge„mach einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das „Ganze in Gefahr schwebt? Weil einige Treugesinnte übel dabei „fahren, sollen darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? „Das Vergehen war allgemein, warum soll die Strafe es nicht „sein? Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben die Uebrigen „durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es, als „die ihrige, daß es jenen so weit gelungen ist? Warum haben „sie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, sagt „man, sind die Umstände so verzweifelt nicht, daß sie dieses ge„waltsame Mittel rechtfertigen — aber wer steht uns dafür, daß „sie es bei der Ankunft des Königs nicht sein werden, da nach „jeglichem Berichte der Regentin alles mit schnellen Schritten „zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der „Monarch erst beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie „nothwendig ihm eine Kriegsmacht gewesen? Es ist nur allzu „gegründet, daß sich die Rebellen eines auswärtigen Beistandes „versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink zu Gebote „steht; ist es aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüstung zu denken, „wenn der Feind über die Grenzen hereinbricht? Soll man es „darauf ankommen lassen, sich mit den nächsten, den besten „niederländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren Treue „so wenig zu rechnen ist? und kommt endlich die Regentin selbst „nicht immer darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehö„rigen Kriegsmacht sie bisher gehindert habe, den Edikten Kraft

[1] Burgund. 386. 387.

„zu geben und die Fortschritte der Rebellen zu hemmen? Nur „eine wohldisciplinirte und gefürchtete Armee kann diesen die „Hoffnung ganz abschneiden, sich gegen ihren rechtmäßigen Ober„herrn zu behaupten, und nur die gewisse Aussicht ihres Ver„derbens ihre Forderungen herabstimmen. Ohne eine hinreichende „Kriegsmacht kann der König ohnehin seine Person nicht in „feindliche Länder wagen, ohne sie kann er mit seinen rebelli„schen Unterthanen keine Verträge eingehen, die seiner Würde „gemäß sind.“ [1]

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Uebergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ocean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig sein konnte; und über die Apenninen war in dieser späten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nöthigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Castilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den December bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden.[2]

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehen zu viel dabei zu vergeben; und etwas mußte nothwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen,

[1] Burgund. 381—390.

[2] Hopper. §§. 154. 155. Burgund. 390 -392.

ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathsversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin, Clara Isabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Oesterreich und Fürstin der Niederlande an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspänstigen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem König meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte, und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vorsichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein niemand kund würde.[1]

(1566.) Während dem, daß man sich in Spanien über diese Sache berathschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungener Weise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck

[1] Meteren 92. Hopper. §§. 144. 145 146. Burgund. 369. 370

auf, um das Werk zu beſchleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehreren Städten eigene Conſiſtorien und einen eigenen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und ſetzten ihren Gottesdienſt auf einen geſetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinſchaftlichen Fond zuſammenzuſchießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die proteſtantiſche Kirche im Ganzen angingen, ſogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogſtraaten von den Calviniſten dieſer Stadt eine Schrift übergeben, worin ſie ſich anheiſchig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländiſchen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieſer Schrift gingen viele Copien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten ſich Viele mit prableriſchen Summen unterſchrieben. Ueber dieſes ausſchweifende Anerbieten ſind von den Feinden der Reformirten verſchiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für ſich haben. Unter dem Vorwand nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieſes Verſprechens zuſammenzubringen, hoffte man, wie Einige glaubten, mit deſto weniger Verdacht die Beiſteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegeriſchen Widerſtande jetzt benöthigt war; und wenn ſich die Nation nun doch einmal, ſei es für oder gegen die Regentin, in Unkoſten ſetzen ſollte, ſo war zu erwarten, daß ſie ſich weit leichter dazu verſtehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Krieg beizutragen. Andere ſahen in dieſem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Proteſtanten, ein Blendwerk, wodurch ſie den Hof einige Augenblicke lang unſchlüſſig zu machen geſucht haben ſollen, bis ſie Kräfte genug geſammelt, ihm die Stirne zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großſprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung ſo reicher Hilfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von dieſem Anerbieten

geweſen ſei, ſo gewannen ſeine Urheber dadurch wenig; die Beiſteuern floſſen ſehr ſparſam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit ſtillſchweigender Verachtung.[1]

Aber der Exceß der Bilderſtürmerei, weit entfernt die Sache des Bundes zu befördern und die Proteſtanten emporzubringen, hatte beiden einen unerſetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerſtörten Kirchen, die, nach Viglius' Ausdruck, Viehſtällen ähnlicher ſahen, als Gotteshäuſern, entrüſtete alle Katholiken, und am meiſten ihre Geiſtlichkeit. Alle, die von dieſer Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausſchweifungen der Bilderſtürmer, wenn auch nicht abſichtlich angeſtiftet und befördert, doch unſtreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Calviniſten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrſchende war, die Katholiken aufs grauſamſte bedrückten, riß dieſe vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und ſie gaben es auf, ſich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn ſie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion ſo viel zu befürchten ſtand. So verlor der Bund viele ſeiner beſten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgeſinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und ſein Anſehen in der Republik fing merklich an zu ſinken. Die Strenge, mit der einige ſeiner Mitglieder, um ſich der Regentin gefällig zu bezeigen und den Verdacht eines Verſtändniſſes mit den Uebelgeſinnten zu entfernen, gegen die Bilderſtürmer verfuhren, ſchadete ihm bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieſer Veränderung hatte die Regentin nicht ſobald Nachricht erhalten, als ſie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigſtens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente ſich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an ſie beigeſchloſſen, mit

[1] Strada 163. Burgund. 375. 375. A. G. d. v. N. III. Th. 93.

völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überflossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so daß jederzeit einer oder der andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei große Dienste; Viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprachen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenmal angeboten ward.[1]

Von denen, welche dergleichen Privatschreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten sich bei dem König über die üblen Nachreden beschwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; Egmont besonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch man ihm gefällig werden und seinen Diensteifer darthun könnte. Seine Verleumder, ließ ihm der König durch den Präsidenten von Tyssenacque zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen, als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle,

[1] Thuan. II. 507. Strada 164. 165. Meteren 93.

welche so klar und bestimmt abgefaßt seien, daß es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverän komme es zu, zu berathschlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souveräns unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in seinem Gehorsam bestehe dessen Ehre. Es stehe einem Gliede nicht gut an, sich für weiser zu halten, als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht alles gethan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sektirer zu steuern; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Versäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorsames Kind mit Verweisen strafte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Freund mußte man Kunst und Betrug zu Hilfe rufen. Auch Oranien hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst zurückgekommen war, sondern um von dieser Beschwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn seiner Aemter entlassen möchte. Oft schon hatte er diese Bitte an die Regentin gethan, stets aber unter den stärksten Betheuerungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeugte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, daß die Privatumstände des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen sein sollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, einen Diener von seiner

Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwätz gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in in dieser Sache zum Schein seinen Rath aus, und äußerte zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeit lang aus den Niederlanden entfernt zu wissen.[1]

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und sein geheimes Conseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieses Heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin ingeheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer eigenen Handschrift erhalten und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph circuliren lassen, daß sie selbst, die mit Erstaunen hier in jedermanns Händen sah, was sie so gut aufgehoben glaubte, dem König anlag, ihre Depeschen ins Künftige sogleich zu vernichten. Wilhelms Wachsamkeit schränkte sich nicht bloß auf den spanischen Hof ein, bis nach Frankreich und noch weiter hatte er seine Kundschafter gestellt, und Einige beschuldigen ihn sogar, daß die Wege, auf welchen er zu seinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unschuldigsten gewesen. Aber den wichtigsten Aufschluß gab ihm ein aufgefangener Brief des spanischen Botschafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin sich dieser

[1] Hopper. §. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Beilage.

über die ſchöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verſchuldung des niederländiſchen Volks dem König jetzt gegeben ſei, eine willkürliche Gewalt in dieſem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künſte zu hintergehen, deren er ſich bis jetzt gegen ſie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen ſicher zu machen. Der König, ſchloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde ſie zu ſeiner Zeit wohl zu finden wiſſen, ſo wie die Beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwiſchen würden, und er habe geſchworen ein Beiſpiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Chriſtenheit ſich entſetzen ſolle, müßte er auch alle ſeine Erbländer daran wagen. Dieſe ſchlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien ſchrieben, und worin ſie über die zurückſetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen ſie bittere Beſchwerden führten, die höchſte Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den ſchönen Verſicherungen des Königs zu halten habe.[1]

(1566.) Den Brief des Miniſters Alava, nebſt einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und ſeinen ſchlimmen Abſichten wider die Edeln umſtändliche Nachricht gaben, legte der Prinz ſeinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Naſſau, dem Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogſtraaten bei einer Zuſammenkunft zu Dendermonde in Flandern vor, wohin ſich dieſe fünf Ritter begeben hatten, gemeinſchaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur ſeinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreiſt, daß man ohne Zeitverluſt zu den Waffen greifen und ſich einiger feſter Plätze verſichern müſſe. Dem König müſſe

[1] Reidan. 3. Thuan. 507. Burgund. 401. Meteren 94. Strada 460.

man, es koſte auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen verſagen. Man müſſe die Schweiz, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß ſie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erſchwerten, und wenn er ſich dem ungeachtet durch alle dieſe Hinderniſſe hindurchſchlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf ſich, in Frankreich, der Schweiz und in Deutſchland ein Schutzbündniß zu negociiren, und aus letzterm Reiche viertauſend Reiter nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk zuſammenzubringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er ſich verſichert hielt, nicht im Stiche laſſen. Aber Wilhelm, vorſichtiger und weiſer, erklärte ſich gegen dieſen Vorſchlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquiſition, ſtellte er vor, ſei in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergeſſenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verſtattet. Bis jetzt alſo fehle es ihnen an einem gültigen Grund, dieſen feindlichen Weg einzuſchlagen; indeſſen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung alſo ſei, dieſen gelaſſen zu erwarten, unterdeſſen aber auf alles ein wachſames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit ſei zu handeln, wenn die Umſtände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Verſammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, ſo iſt kein Zweifel, daß eine ſo mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Anſehen ihrer Glieder, den Abſichten des Königs Hinderniſſe hätte entgegenſetzen können, die ihn gezwungen haben würden, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der verſammelten Ritter wurde gar ſehr durch die Erklärung niedergeſchlagen, womit der Graf von Egmont ſie

überraſchte. „Lieber,“ ſagte er, „mag alles über mich kommen,
„als daß ich das Glück ſo verwegen verſuchen ſollte. Das Ge-
„ſchwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig, — wie ſollte
„dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines
„Herrn zu ſchauen, und ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die
„Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweiſen weiter nichts,
„als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm
„Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben glaubt, ein Mißtrauen
„in unſere Treue zu ſetzen; und dazu, däucht mir, hätten wir
„ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch iſt es mein ernſtlicher
„Vorſatz, durch Verdoppelung meines Eifers ſeine Meinung von
„mir zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten, wo
„möglich, den Verdacht auszulöſchen, den meine bisherigen Hand-
„lungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie ſollte ich
„mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürf-
„tigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als einen
„Landflüchtigen herumzutragen, eine Laſt für jeden, der mich
„aufnimmt, jedes Sklave, der ſich herablaſſen will, mir unter
„die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem
„leidlichen Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr
„kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm
„ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht
„auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich
„überreden, daß Er, der für ſein niederländiſches Volk ſo billige,
„ſo gnädige Geſinnungen gehegt, und ſo nachdrücklich, ſo heilig
„mir betheuert hat, jetzt ſo deſpotiſche Anſchläge dagegen ſchmie-
„den ſoll. Haben wir dem Lande nur erſt ſeine vorige Ruhe
„wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholiſchen Gottes-
„dienſt wieder hergeſtellt, ſo glauben Sie mir, daß man von
„keinen ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und dies iſt es,
„wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel
„jetzt auffordere, und wozu auch bereits die mehrſten unſrer
„Brüder ſich neigen. Ich meines Theils fürchte nichts von dem

„Zorne des Monarchen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei; mein „Schickſal ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Gnade.“ [1]

Umſonſt bemühten ſich Naſſau, Hoorn und Oranien, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem König wirklich ergeben; das Andenken ſeiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er ſie begleitet hatte, lebte noch in ſeinem Gedächtniß. Die Aufmerkſamkeiten, wodurch er ihn vor allen ſeinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falſcher Scham, als aus Parteigeiſt, hatte er gegen ihn die Sache ſeiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundſätzen, die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß ſeinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entſagen, der ihm ſo angenehm klang, hatte er doch etwas thun müſſen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf ſeine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm ſein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen ſchreckte ihn aus dieſem Selbſtbetrug auf, und ſcheuchte ihn eilfertig zu ſeiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan ſcheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es ſchlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte ſo gewiß auf ihn gerechnet; ſeine unerwartete Erklärung machte die ganze Zuſammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beſchloſſen zu haben. Alle, die in Dendermonde zuſammengekommen waren, wurden im Staatsrath zu Brüſſel erwartet; aber nur Egmont verfügte ſich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforſchen, aber ſie

[1] Thuan. 507. Burgund. 405. 406. Meteren 95.

brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abschrift mitgenommen hatte, und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte sie sich darüber, aber sie faßte sich bald, und erklärte ihn dreistweg für untergeschoben. „Wie kann," sagte sie, „dieser Brief wirklich von „Alava herrühren, da ich doch keinen vermisse, und derjenige, „der ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht „geschont haben würde? Ja, da mir auch nicht ein einziges „Paket noch gefehlt hat, und auch kein Bote ausgeblieben ist? „Und wie läßt es sich denken, daß der König einen Alava „zum Herrn eines Geheimnisses gemacht haben sollte, das er „mir selbst nicht einmal würde preisgegeben haben?" [1]

[1] Burgund. 408. Meteren 95. Grot. 23.

Bürgerlicher Krieg.

(1566.) Unterdeſſen eilte die Regentin, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der ſchon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverluſt Truppen aus Deutſchland, die Herzog Erich von Braunſchweig für ſie in Bereitſchaft hielt, verſtärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mansfeld, von Megen, von Aremberg und Andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs empfindlichſte zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um ſo mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorſtand, ihrer am nöthigſten bedurften; aber man gebrauchte die Vorſicht, ihm einen Oberſten, mit Namen Walderfinger, an die Seite zu geben, der alle ſeine Schritte bewachte, und ſeine Maßregeln, wenn ſie gefährlich zu werden ſchienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont ſteuerte die Geiſtlichkeit in Flandern vierzigtauſend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichſten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter mußte ſeine Kriegsmacht verſtärken, und ſich mit Munition verſehen. Alle dieſe Zurüſtungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einſchlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit verſichert, und dieſes mächtigen Beiſtands gewiß, wagt ſie es nun, ihr bisheriges Betragen zu

ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Man vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutendsten Uebertretungen nahm sie Anlaß, die Predigten zu stören; mehreren von den Prädicanten wurde unter dem Vorwande, daß sie ihr Amt an einem andern Platz, als der ihnen angewiesen worden, verwaltet, der Proceß gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehreren Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen ausgepreßt, nicht für gebunden halte. [1]

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Calviniſten so mächtig, als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte,

[1] Meteren 93. 94. Thuan. 507. Strada 166. Meurs. Guil. Auriac. 24.

ſchien hier einheimiſch zu wohnen.[1] Die Nähe Frankreichs, dem es ſowohl durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Urſache geweſen, daß man dieſe Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorſicht regierte, wodurch ſie nur deſto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufſtand der Tempelſchänder hatte wenig gefehlt, daß ſie ſich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen ſie das genaueſte Verſtändniß unterhielt, und die geringſte Veranlaſſung konnte dieſe Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländiſchen Städten Valenciennes die erſte, welcher die Regentin eine verſtärkte Beſatzung zudachte, ſobald ſie in die Verfaſſung geſetzt war, ſie ihr zu geben. Philipp von Noircarmes, Herr von St. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abweſenden Marquis von Bergen, hatte dieſen Auftrag erhalten, und erſchien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magiſtrats Deputirte entgegen, ſich die Beſatzung zu verbitten, weil die proteſtantiſche Bürgerſchaft, als der überlegene Theil, ſich dawider erklärt habe. Noircarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund, und ließ ſie zwiſchen Beſatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und ſechs Compagnien Fußvolk ſollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr ſeinen eigenen Sohn zum Geiſel geben. Als dieſe Bedingungen dem Magiſtrate vorgelegt wurden, der für ſich ſehr geneigt war, ſie zu ergreifen, erſchien der Prediger Peregrine le Grange an der Spitze ſeines Anhangs, der Apoſtel und Abgott ſeines Volks, dem es darum zu thun ſein mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit das Volk, die Bedingungen auszuſchlagen. Als man Noircarmes dieſe

[1] Es war ein Sprüchwort in Hennegau, und iſt es vielleicht noch, die Provinz ſtehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strada 174.

Antwort zurückbringt, läßt er die Gesandten, gegen alle Gesetze des Völkerrechts, in Fesseln schlagen, und führt sie gefangen mit sich fort; doch muß er sie, auf der Regentin Geheiß, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, läßt sie noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellin erklärt, und Noircarmes erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrührerischen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiscus zugesprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog Noircarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen (1566), nahm St. Amand in Besitz und legte Garnison in alle nächstliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrigen Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schließen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer, zwischen drei und viertausend Mann, das aus landflüchtigem Gesindel und den überbliebenen Rotten der Bilderstürmer in der Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverständniß mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geusische Heer, das bei Lannoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noircarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen

und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. Noircarmes begnügt sich, das protestantische Consistorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen, und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wieder herzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heer wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Vertheidigung an, fest entschlossen, es aufs Aeußerste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Klöster, riß man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tolltühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Haß gegen die katholische Religion aufs Aeußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es Noircarmes, dessen Heer durch die Hilfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen einer langen Blokade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ also die Laufgräben eröffnen, und schickte sich an, die Stadt einzuschließen.[1]

[1] Burgund. 379. 411—418. Meteren 98. 99. Strada 176. Vigl. ad Hopper. Epist. 2. 21.

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählig bis auf den dritten Theil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem König übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahrszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten, und, ehe sie das Aeußerste wagte, alle unschuldigen Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalsynode der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen, an die Regentin zu deputieren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun, und sie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt diesen Auftrag, muß sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen, und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatze, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angesicht aller Protestanten, die auf des Bundes Bürgschaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen strafe, und alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß sie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt, und viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sei, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung sehr verschieden war. „Wer diese „Verbundenen sind, die sich in dieser Schrift an mich wenden, „ist mir in der That ein Geheimniß. Die Verbundenen, mit „denen ich zu thun hatte, sind, wie ich nicht anders weiß, aus„einander gegangen. Alle wenigstens können an dieser Klag„schrift nicht Theil haben, denn ich selbst kenne Viele, die, in „allen ihren Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurück„getreten sind. Wer es aber auch sei, der sich hier ohne Fug „und Recht und ohne Namen an mich wendet, so hat er meinen „Worten wenigstens eine sehr falsche Auslegung gegeben, wenn „er daraus folgert, daß ich den Protestanten Religionsfreiheit „zugesichert habe. Niemand kann es unbekannt sein, wie schwer „es mir schon geworden ist, die Predigten an den Orten zu„zugeben, wo sie sich selbst eingeführt haben, und dieses kann „doch wohl nicht für eine bewilligte Glaubensfreiheit gelten? „Mir hätte es einfallen sollen, diese gesetzwidrigen Consistorien „in Schutz zu nehmen, diesen Staat im Staate zu dulden? „Ich hätte mich so weit vergessen können, einer verwerflichen „Sekte diese gesetzliche Würde einzuräumen, alle Ordnung in „der Kirche und in der Republik umzukehren, und meine heilige „Religion so abscheulich zu lästern? Haltet euch an den, der „euch diese Erlaubniß gegeben hat; mit mir aber müßt ihr nicht „rechten. Ihr beschuldigt mich, daß ich den Vertrag verletzt „habe, der euch Straflosigkeit und Sicherheit gewährte? Das „Vergangene hab' ich euch erlassen, nicht aber, was ihr künftig „begehen würdet. Eure Bittschrift vom vorigen April sollte „keinem von euch Nachtheil bringen, und das hat sie, meines „Wissens, auch nicht gethan; aber wer sich neuerdings gegen „die Majestät des Königs vergangen, mag die Folgen seines „Frevels tragen. Endlich, wie könnt ihr euch unterstehen, „mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerst „gebrochen habt? Auf wessen Anstiften wurden die Kirchen

„geplündert, die Bilder der Heiligen gestürzt und die Städte zur „Rebellion hingerissen? Wer hat Bündnisse mit fremden Mäch„ten errichtet, unerlaubte Werbungen angestellt, und von den „Unterthanen des Königs gesetzwidrige Steuern eingetrieben? „Deßwegen habe ich Truppen zusammengezogen, deßwegen die „Edikte geschärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder nieder„zulegen, kann es nimmermehr gut mit seinem Vaterlande und „dem Könige meinen, und wenn ihr euch selbst liebt, so sehet „zu, daß ihr eure eigenen Handlungen entschuldigt, anstatt die „meinigen zu richten." [1]

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung. Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu sein, konnte die Regentin eine solche Sprache nicht führen. Eine Armee stand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt so schlimm, daß eine offenbare Widersetzung sie nicht schlimmer machen konnte. Lieferten sie sich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, so war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen; also wählten sie das letzte, und fingen mit Ernst an, zu ihrer Vertheidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den Beistand der deutschen Protestanten zu erwerben, wollte Ludwig von Nassau die Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgischen Confession beizutreten, und sich auf diese Weise enger an ihre Religion anzuschließen; ein Vorschlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Calviniſten gegen ihre evangelischen Brüder den Abscheu wo möglich noch überstieg, den sie gegen das Papstthum trugen. Nassau fing nun an in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf von

[1] Thuan. 523. 524. Strada 167. 168. Burgund. 433. 434. 435. Meteren 96. 97.

Bergen befestigte seine Schlösser; Brederode warf sich mit einem kleinen Heere in seine feste Stadt Viane an dem Leck, über welche er sich Souveränetätsrechte anmaßte, und die er eilig in Vertheidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bunde und den Ausgang von Nassaus Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten sah man Truppen marschieren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, so mußte sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewaltthätigkeit leiden. [1]

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Protestanten zu einer starken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Rathsherrn Merode von Petersheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einem Corps stand, beseligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen Anton von Bomberg, einen hitzigen Calviniſten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten, und die Anschläge der Regentin zu hintertreiben. Diesem Bomberg gelang es,

[1] Thuan. 524. Strada 169. A. G. d. v. N. XXII. Bd. 95. Vigl. ad Hopper. Epist. 3.

die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen und falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Gesandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt hätten, welches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, daß dieser sich in toller Wuth an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der Spitze von achthundert Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, daß Megen unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern und im Verweigerungsfall mit einer Belagerung drohen; aber Bomberg besetzte mit seinem Anhange das Rathhaus, und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen, und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederodes Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sei. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erschien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb. [1]

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf von Megen in Utrecht, um einem Anschlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Viane campierte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschützer auf, und bequemte sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienst machte. Er ließ dann sogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane bestreichen konnte.

[1] Thuan. 525. Strada 170. Burgund. 423. 424. 427. 428. Vigl. ad Hopper. Epist. 6.

Brederode, der nicht Luft hatte, ihn in dieſer Stadt zu erwarten, verließ mit dem beſten Theil ſeines Heers dieſen Waffenplatz und eilte nach Amſterdam. [1]

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieſer Bewegungen in Antwerpen ſeine Zeit zu verlieren ſchien, ſo geſchäftig war er in dieſer anſcheinenden Ruhe. Auf ſein Angeben hatte der Bund geworben, und Brederode ſeine Schlöſſer befeſtigt, wozu er ihm ſelbſt drei Kanonen ſchenkte, die er zu Utrecht hatte gießen laſſen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anſchlag gewarnt, der auf dieſe oder jene Stadt gemacht wurde. Aber ſeine Hauptangelegenheit ſchien zu ſein, die vornehmſten Plätze ſeiner Statthalterſchaft in ſeine Gewalt zu bekommen, zu welchem Ende er Brederodes Anſchlag auf Utrecht und Amſterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern geſucht hatte. [2]

Der wichtigſte Platz war die ſeeländiſche Inſel Walchern, wo man eine Landung des Königs vermuthete; und dieſe zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anſchlag von ihm entworfen, deſſen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, Johann von Marnix, Herr von Thouloufe, Philipps von St. Aldegonde Bruder, über ſich nahm (1567). Thouloufe unterhielt mit dem geweſenen Amtmann von Middelburg, Peter Haak, ein geheimes Verſtändniß, welches ihm Gelegenheit verſchaffen ſollte, in Middelburg und Vließingen Beſatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieſes Unternehmen in Antwerpen angeſtellt wurde, konnte ſo ſtill nicht vor ſich gehen, daß der Magiſtrat nicht Verdacht ſchöpfte. Um nun dieſen zu beruhigen und ſeinen Anſchlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Dienſten des Staats wären,

[1] A. G. d. v. N. 98. 99. Strada 170. Vigl. ad. Hopper. 5. Brief.
[2] Grotius 23.

oder sonst Geschäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß sie ungesäumt die Stadt räumen sollten. Er hätte sich, sagen seine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieser verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich auf der Schelde eingeschifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vließingen schon vor ihrem Anschlage gewarnt war, so versagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Unkatholischen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheil einen Aufstand zu erregen. Thoulouse ließ also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Osterweel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk aussetzte und am Ufer ein Lager schlug, des Vorsatzes, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken, und den Muth seiner Partei, die von dem Magistrat unterdrückt wurde, durch seine Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformirten Geistlichen, die in der Stadt Werbersdienste für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, daß er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdessen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Megen das geusische Heer bei Viane so gut einzuschließen und zu beschäftigen, daß es weder von diesen Bewegungen hören, noch seinen Bundsverwandten

zu Hilfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerſtreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unverſehens, und richtete ſie in einem ſchrecklichen Blutbade zu Grunde. Thoulouſe warf ſich mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte ſich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, ſtürzten in das Schwert des Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thoulouſe ſelbſt wollte lieber in den Flammen ſterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieſer Sieg, der über tauſend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in ſeinem ganzen Heere. Dreihundert, welche ſich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit ſogleich niedergeſtochen. [1]

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts von dem Angriffe. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorſicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Oſterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu laſſen, damit, wie er vorgab, die Calviniſten der Stadt nicht verſucht werden möchten, ſich zu dem Heere des Thoulouſe zu ſchlagen, wahrſcheinlicher aber, damit die Katholiken dem geuſiſchen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben dieſem Grunde wurden auf ſeinen Befehl auch die Thore verſchloſſen, und die Einwohner, welche von allen dieſen Anſtalten nichts begriffen, ſchwebten ungewiß zwiſchen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geſchützes von Oſterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen mochte.

[1] Meteren 97. 98. Burgund. 440 441. Strada 471. 472. Thuan. L. 41.

Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß man ihre Fahnen unterscheiden, und die Stimmen der Ueberwinder wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher als selbst die Schlacht war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerper abgemalt lesen; Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; Thoulouses letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Laut schreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Wittwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Calvinisten zu den Waffen, entschlossen ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. Wir sind verrathen, wir sind gefangen, schreien

alle. Verderben über die Papiſten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles Bisherige von den Katholiken angeſtellt geweſen, die Calviniſten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrloſen ſelbſt herfallen. Mit unglückſeliger Behendigkeit verbreitet ſich dieſer Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein ſchreckliches Mißtrauen bemächtigt ſich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern; jeder ſieht in ſeinem Nachbar ſeinen Feind; das Geheimniß vermehrt dieſe Furcht und dieſes Entſetzen, ein ſchrecklicher Zuſtand für eine ſo menſchenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zuſammenlauf ſogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird, und durch die ſtarke Reibung ſich alle Leidenſchaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieſes Gerücht in Bewegung. Fünfzehntauſend von dieſer Partei ſetzen ſich in Beſitz der Meerbrücke, und pflanzen ſchweres Geſchütz auf dieſelbe, das gewaltſam aus dem Zeughauſe genommen wird; auf einer andern Brücke geſchieht daſſelbe; ihre Menge macht ſie furchtbar, die Stadt iſt in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen ſie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er ſich herzhaft durch die wüthenden Haufen ſchlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke verſuchte der Graf von Hoogſtraaten, von dem Bürgermeiſter Strahlen begleitet, daſſelbe; weil es ihm aber ſowohl an Anſehen als an Beredſamkeit mangelte, ſo wies er den tollen Haufen, der ihm ſelbſt zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranſtürmte. Das Thor, ſuchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus

keiner andern Urſache geſchloſſen worden, als um den Sieger, wer er auch ſei, von der Stadt abzuhalten, die ſonſt ein Raub der Soldaten würde geworden ſein. Umſonſt, dieſe raſenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegenſten darunter wagt es ſogar ſein Feuergewehr auf ihn anzuſchlagen und ihn einen Verräther zu ſchelten. Mit tumultuariſchem Geſchrei fordern ſie ihm die Schlüſſel zum rothen Thore ab, die er ſich endlich gezwungen ſieht, in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, ſetzte er mit glücklicher Geiſtesgegenwart hinzu, ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten; in der Vorſtadt warteten ſechshundert feindliche Reiter, ſie zu empfangen. Dieſe Erfindung, welche Noth und Angſt ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht ſo ſehr entfernt, als er vielleicht ſelbſt glauben mochte; denn der ſiegende Feldherr hatte nicht ſobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er ſeine ganze Reiterei aufſitzen ließ, um unter Vergünſtigung deſſelben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigſtens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird ſich derjenige erſparen, der meinem Beiſpiel folgt. Dieſe Worte, zu ihrer Zeit geſagt, und zugleich von friſcher That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächſt ſtanden, folgten, und ſo die Nächſten an dieſen wieder, daß endlich die Wenigen, die ſchon vorausgeeilt, als ſie niemand nachkommen ſahen, die Luſt verloren, es mit den ſechshundert Reitern allein aufzunehmen. Alles ſetzte ſich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorpoſten ausſtellte, und eine tumultuariſche Nacht unter den Waffen durchwachte. [1]

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das ſchrecklichſte Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieſer dringenden Noth verſammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtſchaffenſten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden.

[1] Burgund. 444—447. Strada 172.

Wenn man den Uebermuth der Calviniſten niederſchlagen wolle, ſagte er, ſo müſſe man ebenfalls ein Heer gegen ſie aufſtellen, das bereit ſei ſie zu empfangen. Es wurde alſo beſchloſſen, die katholiſchen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrſchſucht der Calviniſten, die, auf ihren Reichthum ſtolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte ſchon längſt die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieſer beiden proteſtantiſchen Kirchen gegen einander war von einer unverſöhnlichern Art, als der Haß, in welchem ſie ſich gegen die herrſchende Kirche vereinigten. Von dieſer gegenſeitigen Eiferſucht hatte der Magiſtrat den weſentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten, zu beſchränken, von deren Wachsthum das meiſte zu fürchten war. Aus dieſem Grunde hatte er die Lutheraner, als den ſchwächern Theil, und die Friedfertigſten von beiden, ſtillſchweigend in ſeinen Schutz genommen, und ihnen ſogar geiſtliche Lehrer aus Deutſchland verſchrieben, die jenen wechſelſeitigen Haß durch Controverspredigten in ſteter Uebung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahn, daß der König von ihrem Religionsbekenntniß billiger denke, und ermahnte ſie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verſtändniß mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt alſo nicht gar ſchwer, zwiſchen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen; da es darauf ankam, ſo verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages ſtellte ſich den Calviniſten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieſes Heers fing die Beredſamkeit Oraniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Calviniſten, obgleich im Beſitze der Waffen und des Geſchützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in

Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunst zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und diesen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner. [1]

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in diesem fürchterlichen Zustande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben das war an andern Orten von den letzten gegen die Katholiken geschehen. [2] Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noircarmes mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf geusischen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstärkt haben würde. Der König, sei es aus Schonung oder Furcht, verabscheute den gewaltsamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten, und den treugesinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten stieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, sich sogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöster vor der Stadt in Brand zu stecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen

[1] Thuan. 526. 527. Burgund. 448—451. Strada 173. Meteren 97. 98.
[2] Meteren 97.

und ihren Bundsgenoſſen beſſer benutzt werden konnte, ſo lag Noircarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zur Stürmung dieſer Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man ſich begnügen, bloß die Maſchinen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfinge, erſt eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu laſſen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, ſo erlaube er den Sturm, doch mit möglichſter Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu dieſem äußerſten Mittel ſchritt, bevollmächtigte ſie den Grafen von Egmont, nebſt dem Herzog von Arſchot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide beſprechen ſich mit den Deputirten der Stadt; und unterlaſſen nichts, ſie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Thouloufe geſchlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen ſei; daß der Graf von Megen das geuſiſche Heer von der Stadt abgeſchnitten, und daß ſie ſich allein durch die Nachſicht des Königs ſo lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem ſoll es frei ſtehen, ſeine Unſchuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu vertheidigen; jedem, der es nicht wolle, vergönnt ſein, innerhalb vierzehn Tagen mit allen ſeinen Habſeligkeiten die Stadt zu verlaſſen. Man verlange nichts, als daß ſie Beſatzung einnähmen. Dieſen Vorſchlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenſtillſtand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden ſie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil ſich unterdeſſen falſche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geuſen darin verbreitet hatten. Thouloufe, behauptete man, habe obgeſiegt, und ein mächtiges Heer ſei im Anzuge, die Stadt zu entſetzen. Dieſe Zuverſicht ging ſo weit, daß man ſich ſogar erlaubte, den Stillſtand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magiſtrat mit vieler Mühe noch dahin, daß

man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noircarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig sein, daß er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformirten, und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schicksal nicht mit vermengt sein wollten. Sie umfaßten sogar Egmonts Kniee, sich seine Fürsprache zu erwerben, aber Noircarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie ungern nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache, wie das erstere, zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreste gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, tollkühner Haufe Herr ihres Schicksals würde. Egmont war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr entrüstet, daß er in der folgenden Nacht selbst die

Stadt umritt, ihre Festungswerke recognoscirte, und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht länger haltbar sei. [1]

Valenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und genießt einer eben so festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Thürme beschützt, scheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässigerweise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen, und erobert in einer stürmischen Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Bossu, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Barlaimont; einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thor gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit sehr wenigem Verlust, in gleicher Höhe mit den Festungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade bestürmen. Der Nikolausthurm, auf welchen die Belagerten einiges Geschütz gepflanzt, ist von den ersten, welche stürzen, und viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört, und an dem Thore selbst eine so starke Bresche geschossen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter

[1] Thuan. 528. Strada. 178. Burgund. 466.

absenden, um Gehör anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Desto mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feind überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen Untergangs gewiß, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechuug sechsunddreißig Stunden gedauert und dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt Noircarmes sein siegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen, und seine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; sechsunddreißig der schlimmsten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guido de Bresse, ein anderer reformirter Prediger, sich befinden, büßen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitlichen Personen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt, und der protestantische vernichtet; der Bischof von Arras muß seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung. [1]

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost, und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehen. Noir-

[1] Thuan. 528. 529. Meteren 98. 99. Strada 178—180. Burgund. 462—465.

carmes verfolgte ſeinen Sieg und rückte ſogleich vor Maſtricht, das ſich ihm ohne Schwertſtreich ergab und Beſatzung empfing. Von da marſchierte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbuſch und Antwerpen durch ſeine Nähe in Furcht zu ſetzen. Seine Ankunft erſchreckte die geuſiſche Partei, welche unter Bombergs Anführung den Magiſtrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, ſo ſehr, daß ſie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerſtand aufgenommen, die Geſandten der Herzogin ſogleich in Freiheit geſetzt und eine ſtarke Beſatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete ſeinem Erzbiſchof, den die herrſchende Partei der Reformirten aus ſeinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zuruf die Thore wieder; und er verdiente dieſen Triumph, weil er ſeinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenaarde unterwarfen ſich und empfingen Beſatzung. Geldern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorſam zurückgebracht; das nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas ſpäter und mit größerer Schwierigkeit, weil ſeinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil dieſe ſtreitbaren Republikaner ſtrenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befeſtigung trotzten. [1] Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, alles weicht den ſiegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Aufrührer ſank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung. [2]

[1] Vigl. ad Hopper. Epist. 1. 21.
[2] Burgund. 466. 473—475.

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, wirklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so in einander verwirrt, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählig verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinktionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es

genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu sein, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und seinem Gehorsam gegen den König die willkürlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu sein, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden, und übten im Vertrauen auf diese Straflosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die ungewissen Vasallen wurden dadurch beinahe eben so schädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogstraaten, von Hoorn und mit mehreren von dem höheren Adel. Die Statthalterin sah die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen mußte, und sich gezwungen sah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen, und Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eigenen zu behandeln, und sich gegen jeden, ohne

Unterſchied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu laſſen. Durch dieſen Eid hoffte ſie nicht ſowohl die Gemüther zu erforſchen, und noch weniger ſie zu binden; aber er ſollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die ſie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn ſie ſich weigerten, ihn zu ſchwören, und ſie zur Strafe zu ziehen, wenn ſie ihn brächen. Dieſer Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Officieren der Armee, allen ohne Unterſchied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der erſte, der ihn im Staatsrathe zu Brüſſel öffentlich leiſtete; ſeinem Beiſpiel folgte der Herzog von Arſchot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaimont, Hoogſtraaten und Hoorn ſuchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Erſterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit ſeiner Statthalterſchaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln ſeinen Statthalter nicht länger miſſen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt ſei, hatte ſie ihm jene Provinz entzogen und an einen andern vergeben, der ihr ſicherer war. Hoogſtraaten erklärte ihr ſeinen Dank, daß ſie ihn einer ſeiner Bürden habe entledigen wollen, und ſetzte hinzu, daß ſie ſeine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn ſie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorn, ſeinem Vorſatze getreu, auf einem ſeiner Güter in der feſten Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Geſchäften. Weil er aus dem Dienſte des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr ſchuldig zu ſein glaubte, ſo verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch ſcheint erlaſſen zu haben.[1]

[1] Meteren 99. Strada 180 sq. Grot. 24.

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelaſſen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder ſich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entſchloß er ſich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineid.[1]

Umſonſt hatte man verſucht, den Prinzen von Oranien zu dieſem Eide zu vermögen, der bei dem Verdacht, der längſt auf ihm haftete, mehr als jeder andere dieſer Reinigung zu bedürfen ſchien, und wegen der großen Gewalt, die man in ſeine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakoniſchen Kürze, wie gegen einen Brederode oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleiſtung auf alle ſeine Aemter, wozu er ſich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl vorausſah, wie gefährlich ihr dieſer Mann erſt alsdann werden würde, wenn er ſich unabhängig wiſſen und ſeine wahren Geſinnungen durch keinen äußerlichen Anſtand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es ſchon ſeit jener Berathſchlagung in Dendermonde unwiderruflich beſchloſſen, aus dem Dienſt des Königs von Spanien zu treten, und bis auf beſſere Tage aus dem Lande ſelbſt zu entweichen. Eine ſehr niederſchlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unſicher die Hoffnungen ſind, die man gezwungen iſt auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieſer vielverſprechende Eifer dahin iſt, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee ſtand im Felde, und eine weit ſtärkere näherte ſich, wie er wußte, unter Herzog Albas Befehlen — die Zeit der Vorſtellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen,

[1] Burgund. 421. 422.

vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu ſchließen, und dem ſpaniſchen Feldherrn den Eintritt in das Land zu verſagen. Aber woher dieſes Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Proteſtanten ihre prahleriſchen Verſprechungen zurücknahmen, und ihn in dieſem dringenden Bedürfniß im Stiche ließen?[1] Eiferſucht und Religionshaß trennten noch dazu beide proteſtantiſche Kirchen, und arbeiteten jeder heilſamen Vereinigung gegen den gemeinſchaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgiſchen Bekenntniß hatte alle proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands gegen ſie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieſes Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glück ſeines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen ſiegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderſtürmer an Kirchen und Klöſtern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klaſſe der katholiſchen Kleriſei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den ſie, vor dieſem unglücklichen Zwiſchenfalle, ſchon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde ſelbſt wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere ſeiner Mitglieder durch Liſt zu entreißen.

Alle dieſe Betrachtungen zuſammengenommen bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war,

[1] Wie wacker der Wille und wie ſchlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beiſpiel. In Amſterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken ſowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertſten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkaſſe zuſammenzuſchießen, bis eine Summe von eilftauſend Gulden beiſammen wäre, die zum Dienſt der gemeinen Sache verbraucht werden ſollte. Eine Kiſte, mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlöſſer verwahrt, beſtimmte man zu Einhebung dieſer Gelder. Als man ſie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte ſich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von Brederode auf Abſchlag ſeiner nicht bezahlten Zeche überließ. A. G. d. v. N. III. Bd.

auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlaſſen, wo ſein längeres Verweilen nichts mehr gutmachen konnte, ihm ſelbſt aber ein gewiſſes Verderben bereitete. Ueber die Geſinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach ſo vielen eingezogenen Erkundigungen, ſo vielen Proben ſeines Mißtrauens, ſo vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifelhaft ſein. Wäre er es auch geweſen, ſo würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüſtet wurde, und nicht den König, wie man fälſchlich verbreitete, ſondern, wie er beſſer wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meiſten widerſtund, und den er am meiſten zu fürchten Urſache hatte, zum Führer haben ſollte, ſehr bald aus ſeiner Ungewißheit geriſſen haben. Der Prinz hatte zu tief in den Menſchencharakter und zu tief in Philipps Seele geſehen, um an eine aufrichtige Verſöhnung mit dieſem Fürſten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er ſein eigenes Betragen zu richtig, um, wie ſein Freund Egmont, bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm geſäet hatte. Er konnte alſo keine anderen, als feindſelige Geſinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, ſich dem wirklichen Ausbruche derſelben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte es bis jetzt hartnäckig verläugnet, und alle ſchriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos geweſen. Endlich ſandte ſie ihren geheimen Secretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewiſſen reden und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen ſollte, die ein ſo raſcher Austritt aus dem königlichen Dienſte für das Land ſowohl, als für ſeinen eigenen guten Namen nach ſich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ ſie ihm durch ihren Geſandten ſagen, habe einen Schatten auf ſeine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verſtändniſſes mit den Rebellen bezichtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den dieſe gewaltſame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre

es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm, in Hoogstraatens Beisein, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sei; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen jeden, ohne Unterschied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehnsherr, ausgenommen sei, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandten, seine eigenen Söhne, ja seine Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sei, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich allem unterziehen müssen, was dem König einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm schaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem Merkmal von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille. [1]

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti

[1] Burgund. 456—458. Strada 182. 183.

beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen ſolchen Eid abgefordert, weil ſich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange dieſen Eid nicht, weil die Statthalter den erſten gebrochen, ſondern um ihnen jenen erſten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen, und in dieſer dringenden Lage ihre Thätigkeit anzufriſchen. Dieſer Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe dieſe Privilegien und Rechte ſo gut als der Prinz von Oranien beſchworen. In dieſem Eide ſei ja weder von einem Kriege gegen den Kaiſer, noch gegen irgend einen Fürſten aus des Prinzen Verwandtſchaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er ſich ja daran ſtieße, durch eine eigene Clauſel ausdrücklich davon freiſprechen. Mit Aufträgen, die ſeinem Menſchengefühl widerſtritten, würde man ihn zu verſchonen wiſſen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der dieſen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König würde „nach den Niederlanden kommen," ſagte er, „und er kenne den „König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß einer „von ſeinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin habe, und „darum habe er beſchloſſen, ſich mit ſeiner ganzen Familie frei„willig zu verbannen, ehe er ſich dieſem Looſe aus Zwang unter„werfen müſſe. Doch," ſchloß er, „würde er ſich, wo er auch „ſein möge, ſtets als ein Unterthan des Königs betragen." Man ſieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieſer Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu beſtimmte. [1]

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredſamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab durch die ſeinige zu bewirken. Er

[1] Burgund. 456. 458. Strada 182. 183.

brachte eine Zuſammenkunft mit dem letztern in Vorſchlag (1567), wozu ſich der Prinz um ſo bereitwilliger finden ließ, da er ſelbſt Verlangen trug, ſeinen Freund Egmont vor ſeinem Abſchied noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von ſeinem gewiſſen Untergange zurückzureißen. Dieſe merkwürdige Zuſammenkunft, die letzte, welche zwiſchen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebroeck, einem Dorf an der Rupel, zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, vor ſich; mit dem geheimen Sekretär Berti war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausſchlag dieſer Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derſelben durch einen Spion zu erfahren, der ſich in dem Schornſtein des Zimmers verſteckt hielt, wo ſie vor ſich ging.[1] Alle drei beſtürmten hier den Entſchluß des Prinzen mit vereinigter Beredſamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter koſten, Oranien, wenn du „auf dieſem Vorſatze beſtehſt," ſagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm ſeitwärts zu einem Fenſter folgte. „Und „dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderſt," verſetzte jener. „Mir wenigſtens wird es Troſt ſein in jedem „Schickſale, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit „Rath und That habe nahe ſein wollen in der Stunde der „Noth; du wirſt Freunde und Vaterland in ein Verderben mit „dir hinabziehen." Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, ſich einem Volke wiederzuſchenken, das ſein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um ſeiner ſelbſt willen wenigſtens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge ſei.

Aber alle noch ſo lichtvollen Gründe, die eine weitſehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß

[1] Meteren.

der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübsinnigen verzagenden Seele, und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schooße des Ueberflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn besaß, und dies alles, um einem Uebel zu entgehen, das sein leichter Muth noch so weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war, — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirst du mich bereden, „Oranien," sagte Egmont, „die Dinge in diesem trüben Lichte „zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn „ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten „abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu „Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder „zu schenken — was kann der König mir anhaben? Der König „ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dank„barkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir „selbst schuldig bin." — „Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerem Leiden, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — „und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die „Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in „das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber „sind." Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme.

Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder. [1]

Gleich den folgenden Tag schrieb Oranien der Regentin den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte, und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt aufs beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte; eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, das er in so viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten sich die Häupter der Calvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob alles unrettbar verloren sei? — „Er habe ihnen ehemals „den Rath gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt „abermals darauf zurück, daß sie dem Augsburgischen Bekenntnisse „beitreten sollten; dann wäre ihnen Hilfe aus Deutschland gewiß. „Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten „sie ihm sechsmalhunderttausend Gulden schaffen, oder auch mehr „wenn sie könnten." — „Das erste," erwiderten sie, „streite „mit ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Gelde aber „könne vielleicht Rath werden, wenn er sie nur wissen lassen „wollte, wozu er solches gebrauchen würde." — „Ja," rief er mit Verdruß, „wenn ich das wissen lassen muß, so ist es aus „mit dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Gespräch ab, und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet, und seiner drückenden

[1] Thuan. 527. Strada 183. Meteren 95. Burgund. 470. 471. Meurs. 28.

Schulden wegen Neuerungen begünſtiget habe; aber er verſicherte, daß er noch ſechzigtauſend Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er ſich vor ſeiner Abreiſe von den Staaten von Holland noch zwanzigtauſend Gulden vorſchießen, wofür er ihnen einige Herrſchaften verpfändete. Man konnte ſich nicht überreden, daß er ſo ganz ohne Widerſtand der Nothwendigkeit unterlegen, und aller fernern Verſuche ſich begeben habe; aber was er im Stillen mit ſich herumtrug, wußte niemand; niemand hatte in ſeiner Seele geleſen. Es fragten ihn Einige, wie er ſich ins künftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig," war ſeine Antwort, „es ſei denn, daß er „ſich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um ſich in ſeiner Geburtsſtadt Dillenburg, im Naſſauiſchen, zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, ſowohl von ſeinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutſchland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogſtraaten, von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine ſelbſtgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewiſſen Schickſal leichtſinnig entgegentreten wollten. Die Nation ſah ihren guten Engel mit ihm weichen; viele hatten ihn angebetet, alle hatten ihn verehrt. Mit ihm ſank der Proteſtanten letzte Stütze; dennoch hofften ſie von dieſem entflohenen Manne mehr, als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken ſelbſt ſahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für ſie hatte er ſich der Tyrannei entgegengeſtellt; nicht ſelten hatte er ſie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; viele unter ihnen hatte er dem blutdürſtigen Eifer der Sekten entriſſen. Wenige arme Seelen unter den Calviniſten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit ſtillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war (1567).

[1] Meteren 100. Meurs. Guil. Auriac. 34. Reidan. 5. Grot. 26.

Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes.

Gleich nach genommenem Abschied von seinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüssel zurück, um an dem Hof der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühl und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Oraniens ernste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspänstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraaten, seinem alten Freund, wie auch dem ganzen Ueberreste der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten und sich mit ihrem König zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechselt, und der Bruch zwischen

beiden durch dieſen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerſtörte die letzte Hoffnung der Proteſtanten und löste den ganzen Geuſenbund auf. Einer drängte ſich dem andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuſchwören und den neuen Eid zu leiſten, den man ihm vorlegte. Vergebens ſchrieen die proteſtantiſchen Kaufleute über dieſe Wortbrüchigkeit des Adels, ihre ſchwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die ſie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten. [1]

Die wichtigſten Plätze waren unterworfen und hatten Beſatzungen; die Aufrührer flohen, oder ſtarben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden. Alles wich dem Glück der Regentin, und ihr ſiegreiches Heer war im Anzug gegen Antwerpen. Nach einem ſchweren und hartnäckigen Kampfe hatte ſich endlich dieſe Stadt von den ſchlimmſten Köpfen gereinigt; Hermann und ſein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, ſich zu ſammeln und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, beſſern Rathſchlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger ſehnte ſich ernſtlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu ſehen, die durch die lange Anarchie ſchwer gelitten hatten. Albas gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangſalen zuvorzukommen, die eine ſpaniſche Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken ſandte man Bevollmächtigte nach Brüſſel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von dieſem freiwilligen Schritt überraſcht wurde, ſo wenig ließ ſie ſich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß ſie von nichts hören könne, noch wolle, bevor die Stadt

[1] Strada 184. Burgund. 472.

Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mansfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmuck wieder herzustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, und alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt sein, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformirten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion

war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrat zu beurlauben, widerstunden sie ihren Thränen nicht mehr, und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrieen sie, liederlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büßen würde. Am bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Calvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sei, hatte man sie in ein Bündniß wider die Calviniſten verflochten, und letztere durch ihre Beihilfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksal ihre Thorheit beweinen. [1]

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des goldenen Vließes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hof und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mußten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen

[1] Meurs. 33. 34. Thuan. 527. Reidan. 5. Strada 187. 188. Meteren 99. 100. Burgund. 477. 478.

Kirchen wieder herrlicher als jemals geſchmückt, alle proteſtantiſchen Gotteshäuſer niedergeriſſen, und jeder fremde Gottesdienſt bis auf die geringſte Spur aus allen ſiebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in ſeiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte ſich jetzt eben ſo geſchäftig, den Fall der Unglücklichen zu beſchleunigen, als er kurz vorher wüthend für ſie geſtritten hatte; ein ſchönes Gotteshaus, das die Calviniſten in Gent errichtet, verſchwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die ſich an den katholiſchen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landſtraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war ſo klein, worin in dieſem mörderiſchen Jahre nicht zwiſchen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offnem Lande den Droſſarten in die Hände fielen, und als Raubgeſindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör ſogleich aufgeknüpft wurden. [1]

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachſen, Heſſen, Würtemberg und Baden Geſandte ſich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgiſchen Confeſſion hatten den Religionsfrieden der Deutſchen reklamirt, deſſen auch Brabant, als ein Reichsſtand, theilhaftig wäre, und ſich in den Schutz dieſer Fürſten begeben. Die Erſcheinung der fremden Miniſter beunruhigte die Regentin, und vergeblich ſuchte ſie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, ſie unter dem Schein von Ehrenbezeugungen ſo ſcharf bewachen zu laſſen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den ſie ſo ſehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe ſchließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernſt

[1] Thuan. 529. Strada 178. Meteren 99. 100. Burgund. 482. 484.

geweſen ſei. Billig, ſagten ſie, ſollte das Augsburgiſche Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrſchende ſein; aber äußerſt unnatürlich und unerlaubt ſei es, die Anhänger deſſelben durch ſo grauſame Edikte zu verfolgen. Man erſuche alſo die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit ſolcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieſer Art, antwortete dieſe durch den Mund ihres deutſchen Miniſters, des Grafen von Starhemberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheil, welchen die deutſchen Fürſten an den niederländiſchen Flüchtlingen genommen, ſei es klar, daß ſie den Briefen Sr. Majeſtät, worin der Aufſchluß über ſein Verfahren enthalten ſei, weit weniger Glauben ſchenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in ſo vielen zerſtörten Kirchen geſtiftet. Sie möchten es dem König in Spanien überlaſſen, das Beſte ſeiner Völker zu beſorgen, und der unrühmlichen Mühe entſagen, den Geiſt der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Geſandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der ſächſiſche Miniſter that der Regentin insgeheim die Erklärung, daß ſich ſein Herr dieſem Schritt aus Zwang unterzogen, und dem öſterreichiſchen Hauſe aufrichtig zugethan ſei.[1] Die deutſchen Geſandten hatten Antwerpen noch nicht verlaſſen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte ſeine Stadt Viane und alle ſeine neuen Feſtungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen, im Stich gelaſſen, und ſich mit Hilfe der Unkatholiſchen in die Stadt Amſterdam geworfen, wo ſeine Gegenwart den Magiſtrat, der kaum vorher einen innern Aufſtand mit Mühe geſtillt hatte, äußerſt beunruhigte, den Muth der Proteſtanten aber aufs neue belebte. Täglich vergrößerte ſich hier ſein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen ſtrömten

[1] Strada 188. Burgund. 487—489.

ihm viele Edelleute zu, welche Megens und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deßwegen einen ihrer geheimen Sekretäre, Jakob de la Torre, an den Rath von Amsterdam, und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sei, des Grafen von Brederode zu entledigen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus Brederodes Gefolge in seinem Zimmer überfallen, und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfall hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrößern, während dem daß sein in Viane zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode, nach dem Beispiel Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Bankiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das

Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schickſal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil derer, die er in ſein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er ſtarb das Jahr nachher, 1568, auf einem ſeiner Schlöſſer in Deutſchland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt ſoll gefallen ſein, um ſeinen Gram zu zerſtreuen. Ein ſchöneres Loos fiel ſeiner Wittwe, einer gebornen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kurfürſt von der Pfalz, zu ſeiner Gemahlin machte. Die Sache der Proteſtanten verlor durch Brederodes Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, ſtarb nicht mit ihm, ſo wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.[1]

Das kleine Heer, das er durch ſeine ſchimpfliche Flucht ſich ſelbſt überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entſchloſſene Anführer. Es war entlaſſen, ſobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber ſein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beiſammen. Einige rückten, unter Anführung Dietrichs von Battenburg, vor Amſterdam, in Hoffnung, dieſe Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entſatz herbeieilte, nöthigte ſie, dieſem Anſchlag zu entſagen. Sie begnügten ſich damit, die umliegenden Klöſter zu plündern, wobei beſonders die Abtei zu Egmont ſehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo ſie ſich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen ſicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Megen, und nöthigte ſie, ihre Rettung eilig auf der Süderſee zu ſuchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebſt einigen frieſiſchen Edelleuten, Beima und Galama, warfen ſich mit hundert und zwanzig Soldaten und der in den Klöſtern gemachten Beute bei der Stadt Hoorn auf ein Schiff, um nach Friesland überzuſetzen, fielen aber durch die Treuloſigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem

[1] Meteren 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. v. Nl. 104.

Arembergiſchen Hauptmann in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannſchaft wurde durch den Grafen von Aremberg ſogleich das Urtheil geſprochen; die dabei befindlichen Edelleute ſchickte er der Regentin zu, welche ſieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelſten Geblüt, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Frieſen ſich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgeſpart, um den Antritt ſeiner Verwaltung ſogleich durch eine That verherrlichen zu können, die ſeiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte ſie von ihrer Fahrt verſchlagen und an die Küſte von Geldern getrieben, wo ſie wohlbehalten ans Land ſtiegen; ſie gingen bei Heuſen über den Rhein, und entkamen glücklich ins Cleviſche, wo ſie ihre Fahnen zerriſſen und auseinander gingen. Einige Geſchwader, die ſich über der Plünderung der Klöſter verſpätet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nord-Holland, und bekam ſie gänzlich in ſeine Gewalt, vereinigte ſich darauf mit Noircarmes und gab Amſterdam Beſatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberreſt der geuſiſchen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunſchweig bei Viane, wo ſie ſich einer Schanze bemächtigen wollten, ſchlug ſie aufs Haupt und bekam ihren Anführer, Renneſſe, gefangen, der bald nachher auf dem Schloſſe Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menſchenleere Stadt; Einwohner und Beſatzung hatten ſie im erſten Schrecken verlaſſen. Er ließ ſogleich die Feſtungswerke ſchleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte dieſen Waffenplatz der Geuſen zum Dorfe.[1] Die erſten

[1] Meteren 100. 101. Thuan. 530. Burgund. 490—492. Strada 189. Meurs 31. Vigl. ad Hopper. Epistol. 34. A. G. d. v. N. 105.

Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen von Hoogstraaten, Bergen und Kuilemburg ihrem Beispiel gefolgt; Mansfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und Thoulouse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwert des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt, und das Ansehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des mühsamsten Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtet allzu klar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unsinn der Bilderstürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigene gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition, und eine etwas menschlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler

Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen waren wohl ein zu theurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß er Vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen; durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so keck macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an mißlingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heeres brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Süderseе zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfall ihres Wohlstandes entgegen. [1]

[1] A. G. d. v. N. 105.

Erſchreckt von dieſer allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu ſchreiben, und den ſinkenden Muth der Bürger durch ſchöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem König und der Kirche gutwillig ſchwören würden, ſagte ſie in ſeinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf dieſe königliche Huld wieder umzukehren. Sie verſprach der Nation, ſie von dem ſpaniſchen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch ſchon an der Grenze ſtände; ja ſie ging ſo weit, ſich entfallen zu laſſen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, dieſem Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu verſagen, weil ſie gar nicht geſonnen ſei, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den ſie ſo mühſam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und dieſe Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tauſende waren ſchon voraus, und mehrere Tauſende folgten. Deutſchland und England waren von niederländiſchen Flüchtlingen angefüllt, die, wo ſie ſich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis ſelbſt auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu ſchwer war, ihrem Vaterlande ganz abzuſterben, und ſelbſt von der Hoffnung einer Wiederkehr zu ſcheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksſtandes mit ſich; bei weitem der größte Theil bettelte ſich dahin, und ſchenkte ſeinem neuen Vaterlande nichts, als ſeinen Kunſtfleiß, nützliche Hände und rechtſchaffene Bürger.[1]

Und nun eilte die Regentin, dem König eine Botſchaft zu hinterbringen, mit der ſie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen ſei, allen niederländiſchen Provinzen die Ruhe wieder zu ſchenken, und daß ſie ſich ſtark genug glaube, ſie darin zu erhalten. Die Sekten ſeien ausgerottet, und der

[1] Meteren 101. Meurs. 35. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5. Ep. 54. Grot. 26.

römisch-katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten sie noch im Gefängniß; die Städte seien ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sei mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so bedürftig seien, und, indem sie den Bürger in neue Unkosten stürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zur Herbeischaffung derselben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heers habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen sei, so könnte man zu diesem Heer keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs neue erbittern, die Protestanten aufs äußerste treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, daß sie von dem fremden Kriegsheere befreit sein sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafe. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs neue zu stören.[1]

[1] Strada 197.

Albas Rüstung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granvella, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Cardinal Großinquisitor, Spinosa, und der Herzog von Alba, jeder von seinem Haß, seinem Verfolgungsgeist oder seinem Privatvortheil geleitet, hatten die gelindern Rathschläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters, Fresneda, überstimmt.[1] Der Tumult sei für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur, weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen sein würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländischen Volks dem König eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen, so war diese ruhige Beilegung, woraus die Regentin sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zweck sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoß gewesen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten

[1] Strada 193 sq.

Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schienen sich mit dem maschinenmäßigen Takt seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gang seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von außen her auf ihn eindrangen, allzu leicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß seines Günstlings, Ruy Gomes, der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hilfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so nothwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung aufs äußerste zu treiben, hatte er die weitläufigsten und lautesten Anstalten zu dieser Reise getroffen, und alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Officiere angestellt, und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden

durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem König von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen, und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sei. Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufsetzen, und ihre Entfernungen von einander aufs genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigene Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzog die nöthigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien abgesegelt sei. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten, und in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich sein möchte, obgleich manche sich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majestät in Ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während daß die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und seiner eigenen königlichen

Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländische Adel eine Mäßigung, die er dem Souverän nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Albas wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben.[1]

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem König zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vicekönige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatze im genuesischen Gebiete abzusenden, wo der Herzog von Alba sie übernehmen und gegen spanische Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reiter in der Grafschaft Burgund bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritt in die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden ausgezahlt, um diese neuen Unkosten

[1] Strada 193. 200. Meteren 103.

sowohl, als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu bestreiten. [1]

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbeten hatte, wandte sich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte bloß die Bedingung, zweitausend Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt sein möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu versorgen. [2]

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubündter in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karln dem Neunten an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mit Hilfe der Schweizer, der Genfer und seiner eigenen protestantischen Unterthanen würde es ihm etwas Leichtes sein, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Päßen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von fünfzigtausend Hugenotten zu unterstützen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von Karln dem Neunten unter einem anständigen Vorwand abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsche zu sorgen. Er brachte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubündten, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer

[1] Meteren 104. Burgund. 112. Strada 106.
[2] Strada 198. 199.

Religion und Freiheit mit der herzhafteſten Gegenwehr zu empfangen.[1]

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeſchafft hatten, zu Carthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn beſtimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach ſeiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen — eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er ſich wieder hergeſtellt ſah, hielt er bei der Stadt Aſti in Montferrat eine Heerſchau über alle ſeine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über zehntauſend Mann, Reiterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte ſich auf einem ſo langen und gefährlichen Zug nicht mit unnützem Troß beſchweren, der nur ſeinen Marſch verzögerte, und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; dieſe zehntauſend Veteranen ſollten gleichſam nur der feſte Kern einer größeren Armee ſein, die er nach Maßgabe der Umſtände und der Zeit in den Niederlanden ſelbſt leicht würde zuſammenziehen können.

Aber ſo klein dieſes Heer war, ſo auserleſen war es. Es beſtand aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte; mordluſtige, undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedoniſche Phalanx wieder auferſtanden, raſch und gelenkig durch eine lang geübte Kunſt, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers ſtolz, und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, geſegnetes Land losgelaſſen, und unerbittlich

[1] Strada 196. Burgund. 497.

gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieſer fanatiſchen Mordbegier, dieſem Ruhmdurſt und angeſtammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hilfe, das ſtärkſte und zuverläſſigſte Band, an welchem der ſpaniſche Heerführer dieſe rohen Banden führte. Mit abſichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wolluſt unter dem Heere einreißen. Unter ſeinem ſtillſchweigenden Schutz zogen italieniſche Freudenmädchen hinter den Fahnen her; ſelbſt auf dem Zuge über den Apennin, wo die Koſtbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, ſeine Armee auf die möglich kleinſte Zahl einzuſchränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als dieſe Werkzeuge der Wolluſt dahinten laſſen.[1] Aber ſo ſehr er von der einen Seite die Sitten ſeiner Soldaten aufzulöſen befliſſen war, ſo ſehr preßte er ſie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zuſammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausſpruch des athenienſiſchen Feldherrn, Iphikrates, in Ausübung, der dem wollüſtigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugeſtand. Je ſchmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwang zuſammengehalten worden, deſto wüthender mußten ſie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelaſſen ward.

Das ganze Fußvolk, ungefähr neuntauſend Köpfe ſtark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorſetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitaniſche Brigade, die unter neun

[1] Der bacchantiſche Aufzug dieſes Heeres contraſtierte ſeltſam genug mit dem finſtern Ernſt und der vorgeſchützten Heiligkeit ſeines Zweckes. Die Anzahl dieſer öffentlichen Dirnen war ſo übermäßig groß, daß ſie nothgedrungen ſelbſt darauf verfielen, eine eigne Disciplin unter ſich einzuführen. Sie ſtellten ſich unter beſondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer ſoldatiſcher Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und ſonderten ſich mit ſtrenger Etikette nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche und arme Soldatenh***, wie ihnen das Loos gefallen war und ihre Anſprüche ſtiegen oder fielen. Meteren 104.

Fahnen dreitausend zweihundert dreißig Mann ausmachte; Sancho von Lodoño die mailändische, zweitausend zweihundert Mann unter zehn Fahnen; die sicilianische Brigade zu eben so viel Fahnen und eintausend sechshundert Mann commandirte Julian Romero, ein erfahrner Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten,[1] und Gonsalo von Bracamonte die sardinische, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn spanische Musketiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leichten und schwergeharnischten Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarschall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Officier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beschenkt hatte, und Gabriel Serbellon General des Geschützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeister, Franz Paciotto, aus Urbino, überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der größte Theil unter Karl dem Fünften in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehn spanischen Helden, die unweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen, und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von Avila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl

[1] Derselbe, unter dessen Befehlen eines von den spanischen Regimentern gestanden, worüber sieben Jahre vorher von den Generalstaaten so viel Streit erhoben worden.

Davila, Nicolaus Basta und Graf Martinengo — alle von edelm Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen.[1]

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, desselben Weges, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen sein. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodoño an die Seite gab, das Mittel und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra, nebst dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Isère setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben,

[1] Strada 200. 201. Burgund. 393. Meteren 104.

daß ſie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigſtens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um ſie ja nicht daran zu erinnern, eilte der ſpaniſche Feldherr, ſich mit möglichſter Stille durch dieſen gefährlichen Paß zu ſtehlen, überzeugt, daß es um ihn geſchehen ſein würde, ſobald er beleidigte; während des ganzen Marſches wurde die ſtrengſte Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt;[1] und nie iſt vielleicht ſeit Menſchengedenken eine ſo zahlreiche Armee einen ſo weiten Weg in ſo trefflicher Ordnung geführt worden. Ein ſchrecklicher Glücksſtern leitete dieſes zum Mord geſandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſein, ob die Klugheit ſeines Führers, oder die Verblendung ſeiner Feinde mehr unſere Verwunderung verdienen.[2]

In der Franche Comté ſtießen vier neugeworbene Geſchwader burgundiſcher Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutſche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberſtein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage raſtete, ließ er die Oberſtatthalterin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erſchienen Noircarmes und Barlaimont im ſpaniſchen Lager, dem Herzog zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweiſen. Zugleich mußten ſie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämiſchen

[1] Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingang von Lothringen, einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht ſobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückſchickte, und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieſes Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringiſchen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den Dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strada 202.

[2] Burgund. 496. 497. Strada l. c.

Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Ketzer," rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward. [1]

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sei, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. Dreitausend sechshundert Mann wurden unter Lodronas Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete. [2]

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzug mit einer Bangigkeit wie dem Anbruch eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreißen konnte, floh oder war

[1] Meteren 105. Meurs. 37. Strada 202. Watson. Tom. II. p. 9.
[2] Strada 203.

geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eigenem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort.[1] Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter sein, als sie der Regentin kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Süßigkeit der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen, und mit raschern Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphieren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr zu genießen gab, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geist, den keine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der

[1] Strada l. c.

gänzliche Ruin des niederländiſchen Handels die unausbleibliche Folge dieſer ſpaniſchen Einquartierung ſein würde; vergebens hatte ſie ſich auf den bereits wiederhergeſtellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienſte um dieſen Frieden berufen, die ſie zu einem beſſern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmling abzutreten, und alles von ihr geſtiftete Gute durch ein entgegengeſetztes Verfahren wieder vernichtet zu ſehen. Selbſt nachdem der Herzog ſchon den Berg Cenis herüber war, hatte ſie noch einen Verſuch gemacht, ihn wenigſtens zu einer Verminderung ſeines Heers zu bewegen, aber auch dieſen fruchtlos, wie alle vorigen, weil ſich der Herzog auf ſeinen Auftrag ſtützte. Mit dem empfindlichſten Verdruſſe ſah ſie jetzt ſeiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe miſchten ſich unter die, welche ſie dem Vaterlande weinte. [1]

Der 22. Auguſt 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüſſel erſchien. Sein Heer wurde ſogleich in den Vorſtädten in Beſatzung gelegt, und er ſelbſt ließ ſein erſtes Geſchäft ſein, gegen die Schweſter ſeines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung ſie wirklich ſo ſehr angegriffen hatte, oder wahrſcheinlicher, weil ſie dieſes Mittel erwählte, ſeinem Hochmuth weh zu thun, und ſeinen Triumph in etwas zu ſchmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für ſie mitgebracht, und legte ihr eine Abſchrift ſeiner eigenen Beſtallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländiſche Kriegsmacht übergeben war, der Regentin alſo, wie es ſchien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgeſtellt blieb. Sobald er ſich aber mit ihr allein ſah, brachte er eine neue Commiſſion zum Vorſchein, die von der vorhergehenden ganz verſchieden

[1] Meteren 104. Burgund. 470. Strada 200. Vigl. ad Hopper. IV. V. XXX. Brief.

lautete. Zufolge dieſer neuen Commiſſion war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Feſtungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzuſetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforſchung zu thun, ihre Urheber zu beſtrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von dieſem Umfange, die ihn beinahe einem Souverän gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit ſie ſelbſt verſehen worden war, beſtürzte die Regentin aufs äußerſte, und es ward ihr ſchwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Commiſſion oder beſondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und beſtimmter abgefaßt wären, welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläuftig ſein dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit beſſer würde geſchehen können. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft ließ er den Rathsverſammlungen und Ständen eine Copie jener erſten Inſtruktion vorlegen, und beförderte ſie zum Druck, um ſie ſchneller in jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Palaſt inne hatte, bezog er einſtweilen das Kuilemburgiſche Haus, daſſelbe, worin die Geuſenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechſel der Dinge die ſpaniſche Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte. [1]

Eine todte Stille herrſchte jetzt in Brüſſel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräuſch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als ſich ſeine Begleiter, gleich losgelaſſenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerſtreuten. Ueberall fremde Geſichter, menſchenleere Straßen, alle Häuſer verriegelt, alle Spiele eingeſtellt, alle öffentlichen Plätze verlaſſen, die ganze Reſidenz wie eine Landſchaft, welche die Peſt hinter

[1] Strada 203. Meteren 105. Meurs. Guil. Auriac. L. IV. 38.

ſich liegen ließ. Ohne, wie ſonſt, geſprächig beiſammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte ſeine Schritte, ſobald ein Spanier in den Straßen erſchien. Jedes Geräuſch jagte Schrecken ein, als pochte ſchon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt ſich bang erwartend in ſeinen Häuſern; man vermied, ſich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtniß des neuen Statthalters nicht zu Hilfe zu kommen. Beide Nationen ſchienen ihren Charakter umgetauſcht zu haben, der Spanier war jetzt der Redſelige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geiſt des Muthwillens und der Fröhlichkeit verſcheucht, eine gezwungene Gravität ſogar das Mienenſpiel gebunden. Jede nächſte Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den ſpaniſchen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert, und mit bebender Angſt jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

Dieſe allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollſtreckung ſeiner Anſchläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erſtes mußte ſein, ſich der verdächtigſten Großen zu verſichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter, und dem Volke, deſſen Freiheit unterdrückt werden ſollte, ſeine Stützen zu entreißen. Durch eine verſtellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erſte Furcht einzuſchläfern, und den Grafen von Egmont beſonders in ſeine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er ſich auf eine geſchickte Art ſeiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geſelligkeit und Jugend ſich leichter mit dem flämiſchen Charakter vermiſchten. Durch dieſes kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathſamer gehalten, den erſten Begrüßungen von weitem zuzuſehen, von dem guten Glücke ſeines Freundes verführt, nach Brüſſel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont ſich befand, fingen ſogar an, zu ihrer vorigen

lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viel Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Gesichte, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Muthe in diesem Hause aus- und einzugehen, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweitenmale wiederkommen dürfte und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sei, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraaten, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er deßwegen, unter einem scheinbaren Vorwande von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, und der im Verdacht war, die Calviniſten begünstigt zu haben, ein anderer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von

Mansfeld, der gleichfalls bei dieſer Verſammlung erſchien, winkte ſein Vater, daß er ſich eiligſt wieder unſichtbar machte, und durch eine ſchnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn als einen ehemaligen Theilhaber des Geuſenbundes, verhängt war. Der Herzog ſuchte die Berathſchlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen ſollten. Um dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeiſter Paciotto bei der Berathſchlagung mit zugegen ſein, und ihm die Riſſe zu einigen Feſtungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodronas Anſchlag glücklich von Statten gegangen ſei, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von ſich ließ. Und nun wollte ſich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzuſetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich ſah er ſich von einer Schaar ſpaniſcher Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieſer höchſt unerwartete Streich griff ihn ſo heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Beſinnung verlor; doch faßte er ſich bald wieder und nahm ſeinen Degen mit gelaſſenem Anſtand von der Seite. „Dieſer Stahl," ſagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs „ſchon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt." Zur nämlichen Zeit bemächtigte ſich ein anderer ſpaniſcher Officier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr ſo eben nach Hauſe kehren wollte. Hoorns erſte Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß ſeinem Freunde in eben dem Augenblicke daſſelbe begegne, ergab er ſich ohne Widerſtand. „Von ihm hab' ich mich leiten laſſen!" rief er aus, „es iſt billig, daß ich ein Schickſal mit ihm theile." Beide

Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Kuilemburgischen Haus unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal; alle frohlockten, daß Oranien entronnen sei. Auch soll die erste Frage des Cardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen sein, ob man den Schweigenden auch habe. Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man „hat also gar nichts," sagte er, „weil man den Schweigenden „entwischen ließ." Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraaten, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er Krankheits halber war genöthigt worden, langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben. [1]

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handschreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen mußte, dem spanischen Obristen Alphons von Ulloa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten bethören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal;

[1] Meteren 108. Strada 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. 39. A. G. d. v. N. III. Bd. 112.

und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufschub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtausend Einwohner den Wanderstab, außer den hunderttausend, die sich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war;[1] aber Viele fanden Ursache, es zu bereuen, daß sie diesen heilsamen Entschluß so weit hinausgeschoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren ließ, und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stich gelassen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten.[2]

[1] Ein großer Theil dieser Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verstärken, die von dem Durchzug der spanischen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zusammenzuziehen, und Karln den Neunten jetzt aufs äußerste bedrängten. Aus diesem Grunde glaubte der französische Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subsidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marsch der spanischen Armee als eine Folge der Verabredung angesehen, die zwischen beiden Höfen in Bayonne gegen sie geschlossen worden sei, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechtswegen komme es also dem spanischen Hofe zu, den französischen Monarchen aus einer Bedrängniß ziehen zu helfen, in welche dieser nur durch den Marsch der Spanier gerathen sei. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem ansehnlichen Heere zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich stoßen, und erbot sich sogar, es in eigner Person zu befehligen, welches Letztere man sich aber verbat. Strada 206. Thuan. 541.

[2] Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren 108. N. G. d. v. N. 113

Albas erſte Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Albas erſter Schritt, ſobald er ſich der verdächtigſten Großen verſichert hatte, war, die Inquiſition in ihr voriges Anſehen wieder einzuſetzen, die Schlüſſe der Trientiſchen Kirchenverſammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Plakate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen.[1] Der Inquiſitionshof in Spanien hatte die geſammte niederländiſche Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugeſinnte und Rebellen ohne Unterſchied, dieſe, weil ſie ſich durch Thaten, jene, weil ſie ſich durch Unterlaſſen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben ſich vorbehielt, der beleidigten Majeſtät im höchſten Grade ſchuldig erkannt, und dieſes Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz beſtätigt. Er erklärte ſich zugleich aller ſeiner Verſprechungen quitt und aller Verträge entlaſſen, welche die Oberſtatthalterin in ſeinem Namen mit dem niederländiſchen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Miniſters Granvella beigetragen, an der Bittſchrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon geſprochen; alle, die gegen die Trientiſchen Schlüſſe, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einſetzung der Biſchöfe mit einer

[1] Meurs. Guil. Auriac. 38. Meteren 105.

Supplik eingekommen; alle, die das öffentliche Predigen zugelaſſen, oder nur ſchwach gehindert; alle, die die Inſignien der Geuſen getragen, Geuſenlieder geſungen oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ihre Freude darüber an den Tag gelegt; alle, die einen unkatholiſchen Prediger beherbergt oder verheimlicht, calviniſchen Begräbniſſen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zuſammenkünften gewußt und ſie verſchwiegen; alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; alle endlich, die ſich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen — alle, ohne Unterſchied, ſeien in die Strafe verfallen, die das Geſetz auf Majeſtätsverletzung und Hochverrath lege, und dieſe Strafe ſolle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rückſicht auf Rang, Geſchlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beiſpiel und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorſchrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden.[1] Nach dieſer Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein ſchreckliches Ausleſen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren ſein, und wer eines von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von ſeiner Großmuth und Menſchlichkeit zum Geſchenk.

Durch dieſen eben ſo fein ausgeſonnenen, als abſcheulichen Kunſtgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urtheil vollſtrecken laſſen wollte, das über alle, ohne Ausnahme, gefällt war, ſo hielt jeder Einzelne ſich ſtille, um, wo möglich, der Aufmerkſamkeit des Statthalters zu entwiſchen, und die Todeswahl ja nicht auf ſich zu lenken; ſo ſtand jeder, mit dem es ihm gefiel eine Ausnahme zu machen, gewiſſermaßen in ſeiner Schuld, und hatte ihm für ſeine Perſon eine Verbindlichkeit, die dem Werth

[1] Meteren 107.

des Lebens und des Eigenthums gleichkam. Da dieſes Strafgericht aber bei weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollſtreckt werden konnte, ſo hatte er ſich alſo natürlicherweiſe der größeren durch die ſtärkſten Bande der Furcht und der Dankbarkeit verſichert, und für einen, den er zum Schlachtopfer ausſuchte, waren zehn andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft, ſo lange er dieſer Staatskunſt getreu blieb, und verſcherzte dieſen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Laſt aufzulegen, die jeden, ohne Ausnahme, drückte. [1]

Um aber nun dieſem blutigen Geſchäfte, das ſich täglich unter ſeinen Händen häufte, mehr gewachſen zu ſein, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite ſein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, und die ihm überhaupt viel zu menſchlich dachten, ſetzte er einen außerordentlichen Juſtizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen und nach dem Buchſtaben der gegebenen Vorſchrift Urtheil ſprechen ſollte. Schon die Einſetzung dieſes Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit ſich brachten, daß kein Bürger außerhalb ſeiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligſten Privilegien des Landes, auch den erklärten Feinden der niederländiſchen Freiheit, ſeinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präſident dieſes Gerichtshofs war er ſelbſt, und nach ihm ein gewiſſer Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den ſein eigenes Vaterland wie eine Peſtbeule ausgeſtoßen, wo er an einem ſeiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein ſchamloſer, verhärteter Böſewicht, in deſſen Gemüth ſich Geiz, Wolluſt und Blutbegier um

[1] Thuan. II. 540. A. G. d. v. N. III. 115.

die Oberherrſchaft ſtritten, über deſſen Nichtswürdigkeit endlich die Geſchichtſchreiber beider Parteien mit einander einſtimmig ſind.[1] Die vornehmſten Beiſitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noircarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erſchienen ſind; Hadrian Nicolai, Kanzler von Geldern; Jacob Mertens und Peter Aſſet, Präſidenten von Artois und Flandern; Jacob Heſſelts und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie, und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius' Vorſtellungen wurde der geheime Rath mit einem Antheil an dieſem Gerichte verſchont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur rathgebend, nicht beſchließend, welches letztere ſich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine beſondere Zeit beſtimmt; die Räthe verſammelten ſich des Mittags, ſo oft es der Herzog für gut fand. Aber ſchon nach Ablauf des dritten Monats fing dieſer an, bei den Sitzungen ſeltener zu werden und ſeinem Liebling Vargas zuletzt ſeinen ganzen Platz abzutreten, den dieſer mit ſo abſcheulicher Würdigkeit beſetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon ſie Augenzeugen und Gehilfen ſein mußten, bis auf den ſpaniſchen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre aus den Verſammlungen wegblieben.[2] Es empört die Empfindung, wenn man lieſt, wie das Leben der Edelſten und Beſten in die Hände ſpaniſcher Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, daß ſie ſelbſt die Heiligthümer der Nation, ihre

[1] Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meurs. Guil. Auriac. 28. Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LX\XI. Brief. Meteren 105.

[2] Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angeſehenſten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeiſter Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren 105.

Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimſten Contracte zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten. [1]

Von dem Rath der Zwölfe, der, ſeiner Beſtimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, ſeines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt iſt, fand keine Reviſion der Proceſſe, keine Appellation ſtatt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, ſo daß beinahe alle andern Juſtizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war ſo gut als nicht mehr; das Anſehen des Staatsraths fiel gänzlich, daß ſogar ſeine Sitzungen eingingen. Selten geſchah es, daß ſich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeſchäfte beſprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, ſo war es in ſeinem Kabinet, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch ſo ſorgfältig beſiegelter Freibrief kam vor dem Rath der Unruhen in Anſchlag. [2] Alle Urkunden und Contracte mußten ihm vorgelegt werden, und oft die gewaltthätigſte Auslegung und Aenderung

[1] Meteren 106. Zu einem Beiſpiel, mit welchem fühlloſen Leichtſinn die wichtigſten Dinge, ſelbſt Entſcheidungen über Leben und Tod, in dieſem Blutrath behandelt worden, mag dienen, was von dem Rathe Heſſelts erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrentheils in der Verſammlung zu ſchlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, ſeine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch ſchlaftrunken aufzuſchreien: Ad Patibulum! Ad Patibulum! So geläufig war dieſes Wort ſeiner Zunge geworden. Von dieſem Heſſelts iſt noch merkwürdig, daß ihm ſeine Gattin, eine Nichte des Präſidenten Viglius, in den Eheakten ausdrücklich vorgeſchrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vigl. ad Hopper. LXVII. Brief. A. G. d. v. N. 114.

[2] In einem ſchlechten Latein richtete Vargas die niederländiſche Freiheit zu Grunde. Non curamus vestros privilegios, antwortete er Einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerſpruch zu fürchten hatte, ſo galt ſie ohne das brabantiſche Siegel. In die heiligſten Rechte der Perſonen wurden Eingriffe gethan, und eine beiſpielloſe Deſpotie drang ſich ſogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholiſchen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den erſten Familien des Landes ihren Anhang ſo ſehr zu verſtärken gewußt hatten, ſo gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden ſie auch ſein möchten, bei Strafe an Leib und Gut unterſagte, ohne vorhergeſchehene Anfrage bei ihm und ohne ſeine Bewilligung eine Heirath zu ſchließen. [1]

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor dieſem Tribunale erſcheinen, die Geiſtlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigſten Häupter der Senate, wie der Bilderſtürmer verworfenes Geſindel. Wer nicht erſchien, wie auch faſt niemand that, war des Landes verwieſen, und alle ſeine Güter dem Fiscus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer ſich ſtellte, oder den man ſonſt habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig, wurden aus einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichſten waren dem Donnerſtrahl immer die Nächſten. Geringere Bürger, die nichts beſaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überraſcht und verhaftet. Manche angeſehene Kaufleute, die über ein Vermögen von ſechzig- bis hunderttauſend Gulden zu gebieten gehabt hatten, ſah man hier wie gemeines Geſindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeſchweif zu der Richtſtätte ſchleifen, in Valenciennes zu einer Zeit fünf und fünfzig Häupter abſchlagen. Alle Gefängniſſe, deren der Herzog gleich beim Antritt ſeiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen laſſen, waren von

[1] Meteren 106. 107. Thuan. 510.

Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltner schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiscus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehilfen viel mehr reizten, als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu sein, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Confiscationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentlichen Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armuth, die sonst einen Nothpfennig davon gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rath der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen), verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten. [1] Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber Cinna, Sulla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten

[1] Meteren 109.

wenigſtens ohne Hülle, was der niederländiſche Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Geſetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieſes 1567ſten Jahres hatte man noch an die perſönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Beſten aus dem Volke hatten ſich auf dieſe letzte Inſtanz vertröſtet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu dieſem Zweck hatte ausrüſten laſſen, im Hafen von Vließingen bereit, ihm auf den erſten Wink entgegenzuſegeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern reſidieren ſollte, hatte ſich die Stadt Brüſſel zu einer ſpaniſchen Beſatzung verſtanden. Aber auch dieſe Hoffnung erloſch allmählig ganz, da der König dieſe Reiſe von einem Vierteljahr aufs andere hinausſchob, und der neue Regent ſehr bald anfing, eine Vollmacht ſehen zu laſſen, die weniger einen Vorläufer der Majeſtät, als einen ſouveränen Miniſter ankündigte, der ſie ganz überflüſſig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Perſon der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen ſcheiden. [1]

Schon ſeit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrſchaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entſchluß gefaßt, auch dem Namen derſelben zu entſagen. Einen lachenden Erben im Beſitz einer Hoheit zu ſehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfniß geworden war, einem andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung und alle Aufmerkſamkeit, die das gewöhnliche Gefolge der höchſten Gewalt ſind, zuwandern zu ſehen, und verloren zu fühlen, was ſie beſeſſen zu haben nie vergeſſen konnte, war mehr, als eine Frauenſeele zu verſchmerzen im Stande iſt; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen ſchonenden Gebrauch ſeiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung ſelbſt, die durch

[1] Vigl. ad Hopper. XLV. Brief.

dieſe doppelte Herrſchaft in Gefahr gerieth, ſchien ihr dieſen Schritt aufzulegen. Viele Provinzſtatthalter weigerten ſich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzog anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der ſchnelle Umtauſch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht ſo gelaſſen, ſo unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs bitterſte empfand. Selbſt die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath Viglius, ſtandhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Perſon, als aus Verdruß, ſich Anfängern und Fremdlingen nachgeſetzt zu ſehen, und weil ſie zu ſtolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen.[1] Bei weitem der größte Theil konnte bei allen Beſtrebungen, die Mitte zwiſchen beiden zu halten, die unterſcheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der ſinkenden zollte, und der königliche Palaſt in Brüſſel ward immer öder und ſtiller, je mehr ſich das Gedränge im Kuilemburgiſchen Hauſe vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußerſten Grade reizte, war Hoorns und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wiſſen, und als wäre ſie gar nicht in der Welt geweſen, eigenmächtig von dem Herzog beſchloſſen und ausgeführt ward. Zwar bemühte ſich Alba, ſie ſogleich nach geſchehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man dieſen Anſchlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem ſo verhaßten Geſchäfte ihren Namen zu ſchonen; aber eine Delikateſſe konnte die Wunde nicht zuſchließen, die ihrem Stolze geſchlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrſcheinlich nur ein Vorbote war, ſchickte ſie ihren Geheimſchreiber, Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlaſſung von der Regentſchaft dort mit allem Ernſt zu betreiben. Sie wurde ihr ohne

[1] Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV. u. XLV. Brief.

alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen ſeiner höchſten Achtung, bewilligt; er ſetze, drückte er ſich aus, ſeinen eigenen und der Provinzen Vortheil hintan, um ſeine Schweſter zu verbinden. Ein Geſchenk von dreißigtauſend Thalern begleitete dieſe Bewilligung, und zwanzigtauſend wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewieſen.[1] Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberſtatthalter der ſämmtlichen Niederlande mit unumſchränkter Vollmacht erklärte.[2]

Gar gerne hätte Margaretha geſehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterſchaft vor einer ſolennen Ständeverſammlung niederzulegen; ein Wunſch, den ſie dem König nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu ſehen. Ueberhaupt mochte ſie das Feierliche lieben, und das Beiſpiel des Kaiſers, ihres Vaters, der in eben dieſer Stadt das außerordentliche Schauſpiel ſeiner Kronabdankung gegeben, ſchien unendlich viel Anlockendes für ſie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchſten Gewalt geſchieden ſein mußte, ſo war ihr wenigſtens der Wunſch nicht zu verargen, dieſen Schritt mit möglichſtem Glanz zu thun; und da ihr außerdem nicht entging, wie ſehr der allgemeine Haß gegen den Herzog ſie ſelbſt in Vortheil geſetzt hatte, ſo ſah ſie einem ſo ſchmeichelhaften, ſo rührenden Auftritt entgegen.

[1] Der ihr aber nicht ſehr gewiſſenhaft ſcheint ausgezahlt worden zu ſein, wenn man anders einer Broſchüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Druck herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Blessure de Monseigneur Prince d'Orange, 1582, ohne Druckort, und ſteht in der kurfürſtlichen Bibliothek zu Dresden.) Sie ſchmachte, heißt es hier, zu Namur im Elende, ſo ſchlecht unterſtützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß ihr Sekretär, Aldobrandin, ſelbſt ihren daſigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte ſie auch von einem Sohne Beſſeres erwarten, der ihr, als er ſie noch ſehr jung in Brüſſel beſuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen ſchlug?

[2] Strada 206. 207. 208. Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV. Brief.

So gerne hätte ſie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrſcherin fließen ſehen, ſo gerne auch die ihrigen dazu geweint, und ſanfter wäre ſie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne geſtiegen. So wenig ſie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück ſie noch umlächelte, und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünſche begrenzte, ſo viel Werth hatte es jetzt für ſie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlſchlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Erſatz geben konnte; und gerne hätte ſie ſich überredet, daß ſie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menſchlichen Geſinnung für die Niederländer geworden ſei. Da der Monarch weit davon entfernt war, eine Zuſammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille ſeiner Schweſter zu befriedigen, ſo mußte ſie ſich mit einem ſchriftlichen Abſchiede von den Ständen begnügen, in welchem ſie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die ſie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit ſchloß, daß ſie ein geendigtes Werk verlaſſe, und ihrem Nachfolger nichts, als die Beſtrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Daſſelbe mußte auch der König zu wiederholtenmalen von ihr hören, und nichts wurde geſpart, dem Ruhm vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweiſe erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienſt legte ſie als etwas Entſchiedenes, aber zugleich als eine Laſt, die ihre Beſcheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder. [1]

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieſes gefällige Urtheil ohne Einſchränkung zu unterſchreiben; ſelbſt wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenoſſen, wenn das Zeugniß der Niederlande ſelbſt dafür ſpräche, ſo würde einem Dritten das Recht nicht benommen ſeyn, es noch einer genauern

[1] Meurs. Guil. Auriac. 40. Strada 207. 208.

Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüth des Volks iſt nur allzu ſehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuſchreiben, und unter dem Druck eines gegenwärtigen Uebels das überſtandene zu loben. Die ganze Verabſcheuungskraft der Niederländer ſchien ſich an dem ſpaniſchen Namen erſchöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Uebels anklagen, hieß dem König und ſeinen Miniſtern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollſtändig gönnte; und Herzog Albas Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienſt ſeiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entſprechen, ohne gegen die Rechte des niederländiſchen Volks und die Pflichten der Menſchlichkeit anzuſtoßen; aber im Kampfe mit dieſen zwei widerſprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt, und der Nation augenſcheinlich zu viel geſchadet, um dem König ſo wenig zu nützen. Wahr iſt's, ſie unterdrückte endlich den proteſtantiſchen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderſtürmerei that ihr dabei größere Dienſte, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte ſie zwar den Bund des Adels, aber erſt nachdem durch ſeine innere Zwietracht der tödtliche Streich ſchon an ſeiner Wurzel geſchehen war. Woran ſie viele Jahre ihre ganze Staatskunſt fruchtlos erſchöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen iſt es, daß die Furcht vor ſeiner Ankunft das Beſte dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte ſie das Conſeil in Spanien irre, weil ſie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geiſt und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil ſie erbitterte, ohne genugſam zu ſchrecken; ſie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil ſie den König

auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverlässigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seien. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigener schöner Menschlichkeit mißverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsicherer zurückgezogener Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvellas Vertreibung die Wohlthäterin des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte sie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkürliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, ihrer lange vergessen hatte, hielt das niederländische

Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567, und wurde von dem Herzog bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutz des Grafen von Mansfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren, und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

Beilagen.

I.

Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn.[1]

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Proceß wurde in aller Form von dem Rath der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, Johann du Bois, mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläuftig sein, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen." Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Conföderation der Geusen, die

[1] Dieser Aufsatz erschien zuerst im 8ten Hefte der Thalia.

Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen sein, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestieren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem König selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf zwei und achtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen,

wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Proceß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig, Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bayern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestierten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewiesen, und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorn sammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutschland, Italien Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die „Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seien in Ange„legenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, „der Herzog, von dem Könige über alle niederländischen Ange„legenheiten zum alleinigen Richter gesetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der

Zeit, die ſie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung ſein können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben ſie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Proceß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußerſten Termins, am 1ſten Junius 1568, erklärte ſie der Rath der Zwölfe für ſchuldig, und am 4ten dieſes Monats folgte das letzte Urtheil gegen ſie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet wurden, war das ſchreckliche Vorſpiel von dem Schickſal, welches beide Grafen erwartete. Johann Caſembrot von Beckerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieſer Unglücklichen, welcher für ſeine Treue gegen ſeinen Herrn, die er auch auf der Folter ſtandhaft behauptete, und für ſeinen Eifer im Dienſte des Königs, den er gegen die Bilderſtürmer bewieſen, dieſen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bei dem geuſiſchen Aufſtande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittſchrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Urſache, mit Vollſtreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Naſſau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloſter Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück ſeiner Waffen hatte den Muth ſeines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, ſein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterſtützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in dieſen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schickſal zweier ſo wichtiger Gefangenen entſchieden war, durfte er es nicht wagen Brüſſel zu verlaſſen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthuſiaſtiſchen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schickſal nicht wenig

vermehrt ward. Auch der ſtreng katholiſche Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei ſo wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüſſel war genug, eine Revolution in dieſer Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit geſetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittſchriften und Interceſſionen, die von Seiten der deutſchen Reichsfürſten bei ihm ſowohl, als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiſer Maximilian II. ſelbſt der Gräfin von Egmont verſichern ließ: „ſie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu beſorgen," welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umſtimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit ſeines Statthalters, den Vorſtellungen ſo vieler Fürſten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er ſich verſichert hielt, daß dieſe Gnade zu ſpät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollſtreckung der Sentenz nicht ſäumte, ſobald ſie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitauſend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüſſel gebracht, und im Brodhauſe auf dem großen Markte gefangen geſetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen verſammelt; der Herzog erſchien, gegen ſeine Gewohnheit, ſelbſt, und die beiden Urtheile, couvertirt und verſiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz erbrochen und öffentlich abgeleſen. Beide Grafen waren der beleidigten Majeſtät ſchuldig erkannt, weil ſie die abſcheuliche Verſchwörung des Prinzen von Oranien begünſtigt und befördert, die conföderierten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterſchaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche ſchlecht gedient hätten.

Beide ſollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße geſteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiscus zugeſprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man ſich um die Beiſtimmung der übrigen Criminalräthe bemüht hätte.

In der Nacht zwiſchen dem 4. und 5. Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem ſie ſchon ſchlafen gegangen waren. Der Herzog hatte ſie dem Biſchof von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüſſel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Biſchof dieſen Auftrag erhielt, warf er ſich dem Herzog zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufſchub wenigſtens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um ſich dem Urtheile zu widerſetzen, ſondern um es den unglücklichen Grafen durch ſeinen Zuſpruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerſt vor. „Das iſt fürwahr ein ſtrenges Urtheil!“ rief der Graf bleich und mit entſetzter Stimme. „So ſchwer glaubte ich „Se. Majeſtät nicht beleidigt zu haben, um eine ſolche Behandlung zu verdienen. Muß es aber ſein, ſo unterwerfe ich mich „dieſem Schickſale mit Ergebung. Möge dieſer Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern „zum Nachtheile gereichen! Dieſes wenigſtens glaube ich für „meine vergangenen Dienſte erwarten zu können. Den Tod „will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem „König ſo gefällt.“ — Er drang hierauf in den Biſchof, ihm ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob keine Gnade zu hoffen ſei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sacrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl

das beste und rührendste sein würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sei, als das, welches Christus, der Herr, selbst gelehrt habe, das Vater Unser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben, und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5. Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuster Vasall und Diener

Lamoral, Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Copie desselben an den Staatsrath Viglius, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich

übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiscus heimgefallen waren.

Unterdeſſen hatte man auf dem Markte zu Brüſſel vor dem Stadthauſe ein Schaffot aufgeſchlagen, auf welchem zwei Stangen mit eiſernen Spitzen befeſtigt wurden, alles mit ſchwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen ſpaniſcher Garniſon umgaben das Gerüſte, eine Vorſicht, die nicht überflüſſig war. Zwiſchen zehn und eilf Uhr erſchien die ſpaniſche Wache im Zimmer des Grafen; ſie war mit Strängen verſehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat ſich dieſes, und erklärte, daß er willig und bereit ſei, zu ſterben. Von ſeinem Wamms hatte er ſelbſt den Kragen abgeſchnitten, um dem Nachrichter ſein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damaſt, über dieſem einen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel mit goldenen Treſſen verbrämt. So erſchien er auf dem Gerüſte. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein ſpaniſcher Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Biſchof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, ſaß zu Pferde am Fuß des Gerüſtes; der Nachrichter war unter demſelben verborgen.

Egmont hatte anfangs Luſt bezeigt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Biſchof vorſtellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geſchähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die ſeine Freunde nur ins Verderben ſtürzen würden, ſo ließ er dieſes Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anſtand auf dem Gerüſte auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt ſei, für ſeinen König und ſein Vaterland einen rühmlichen Tod zu ſterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er ſich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit dieſem ſtrengen Verfahren Ernſt ſei, und daß

man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Execution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sacrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei? Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er Viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie Egmont, in schwarzem

Wamms und Mantel, eine mailändiſche Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umſtehenden, ob es der Körper ſeines Freundes ſei. Da man ihm dies bejaht hatte, ſagte er einige Worte ſpaniſch, warf ſeinen Mantel von ſich und kniete auf das Kiſſen. — Alles ſchrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen geſteckt, die über dem Gerüſte aufgepflanzt waren, wo ſie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigeſetzt wurden.

Die Gegenwart ſo vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüſſel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabſtrömende Blut zu tauchen und dieſe theure Reliquie mit nach Hauſe zu nehmen.

II.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585. [1]

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Blocade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats

[1] Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795. St. 4 und 5 gedruckt.

von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Niederlande in einen gemeinschaftlichen und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahre 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions-Interesse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der wallonischen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Obercommando der Armee mit eben so viel Kraft als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Canäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz

eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen, und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christliche Kirchen in ihrem Schooße hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sei, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Canal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich

zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht sie zu belagern. [1]

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberfluß zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Fluth der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt, und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in

[1] Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.

den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokieren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf zehntausend Mann Fußvolk und siebzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes sein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.[1]

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizuchi und Mondragon, wider-

[1] Strada de Bello Belgico. Dec. II. L. VI.

riethen alle ein ſo mißliches Wageſtück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verſcherzen.

Aber Einwürfe, welche er ſich ſelbſt ſchon gemacht und auch ſchon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in ſeinem Vorſatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwiſſenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtſinniger Ueberſchätzung ſeiner Kräfte hatte er den kühnen Anſchlag gefaßt. Jener genialiſche Inſtinkt, der den großen Menſchen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeſchränkte Klugheit ihm entgegenſtellte, und ohne ſeine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit ſeiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger ſichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte ſeine Zuverſicht erhoben, und der Blick auf ſeine Armee, die an Manns-zucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht Ihresgleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichſten Officiere commandiert wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl ſeiner Truppen entgegenſetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch ſo langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militäriſchen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Maſſe, welche zu bewegen ſei. Er kannte zwar den Mißmuth ſeiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorſam; und dann hoffte er ihren Privatbeſchwerden am beſten dadurch zu begegnen, daß er ſie durch eine wichtige Unternehmung beſchäftigte, durch den Glanz derſelben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer ſo begüterten Stadt verſprach, ihre Habſucht erregte. [1]

[1] Strada loc. cit. 553.

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.[1]

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst

[1] Strada Dec. II. L. VI.

der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. [1]

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beiden letztern passierten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschierte Corps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Päße zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo, gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitz dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter

[1] Meteren. Niederl. Historien XII. 467 f.

den Kanonen derſelben vorbeiziehen müſſen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befeſtigt, und mit dem erſtern waren ſie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geſchwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraſchte die Feinde, ehe ſie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte dieſe Feſtung in ſpaniſche Hände. Dieſer Verluſt traf die Verbundenen an demſelben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Inſel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlaſſen, theils durch Ueberfall weggenommen, ſo daß in kurzem das ganze flandriſche Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantiſchen Ufer leiſtete einen deſto lebhaftern Widerſtand, weil man den Antwerpern Zeit gelaſſen hatte, es zu befeſtigen, und mit einer tapfern Beſatzung zu verſehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Feſtung unterſtützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberſchwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleußen bewirkte, verjagte ſie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluſte von faſt zweitauſend Todten von dem Platze. Sie zogen ſich nun in ihr feſtes Lager bei Stabroek, und begnügten ſich, von den Dämmen Beſitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchſchneiden, und der eindringenden Oſter-Schelde eine Bruſtwehr entgegenſetzen.[1]

Der fehlgeſchlagene Verſuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf dieſem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, ſo beſchloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu ſperren.

[1] Meteren. Niederl. Hiſtorien. XII. 477. 478. Strada loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der antwerpischen und seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes sein mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rath gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Calloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde. [1]

Indem man im spanischen Lager zur Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und

[1] Strada Dec. II. Lib. VI. 557.

Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleußen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt,

zu welcher nach dem Urtheil der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich geschienen.[1]

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campierten, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sei, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres

[1] Strada loc. cit. Meteren XII. Buch. 479. Thuan. II. 529.

im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.[1]

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der inneren Stadt Paris nichts nachgibt, siebenunddreißigtausend Häuser zählt und aus zwanzig Inseln besteht, die durch achtundneunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.[2]

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser unweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines

[1] Meteren XII. Buch. 479. 480. Strada loc. cit. 562. 63. A. G. d. v. N. XXI. Buch. 470.

[2] Meteren. Am angeführten Orte.

Succurſes aus Brabant und Flandern, und ſchränkte alle ihre Ausſichten auf den Beiſtand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernſtlichſten Anſtalten machte.[1]

Die Bürger Antwerpens hatten den erſten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der ſtolzen Sicherheit zugeſehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Dieſe Zuverſicht wurde auch gewiſſermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erſte Nachricht von dieſer Belagerung zu verſtehen gab, daß die ſpaniſche Macht an den Mauern Antwerpens ſich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu verſäumen, was zur Erhaltung dieſer Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor ſeiner Ermordung, den Bürgermeiſter von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, ſeinen vertrauten Freund, zu ſich nach Delft, wo er mit demſelben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwiſchen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich ſchleifen zu laſſen, um die Waſſer der Oſter-Schelde, ſobald es noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den ſeeländiſchen Schiffen, wenn etwa die Schelde geſperrt würde, durch die überſchwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach ſeiner Zurückkunft den Magiſtrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in dieſen Vorſchlag zu willigen, als die Zunft der Fleiſcher dagegen aufſtand, und ſich beſchwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Waſſer ſetzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftauſend Ochſen gemäſtet wurden. Die Zunft der Fleiſcher behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilſamen Vorſchlags ſo lange zu verzögern,

[1] A. G. d. v. N. 470. Meteren 470. Thuan. II. 529.

bis der Feind die Dämme mit sammt dem Weideland in Besitz genommen hatte.[1]

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Wester-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hilfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich dreimalhunderttausend Viertel oder Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern diese

[1] A. G. d. v. N. III. 469. Grot. 88

Vorräthe aufkauften, und dann bei eintretendem Mangel ſich zu Meiſtern des Preiſes machten. Ein gewiſſer Gianibelli aus Mantua, der ſich in der Stadt niedergelaſſen und ihr in der Folge dieſer Belagerung ſehr erhebliche Dienſte leiſtete, that zu dieſem Ende den Vorſchlag, eine Auflage auf den hundertſten Pfennig zu machen, und eine Geſellſchaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieſes Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern ſollte. Die Reichen ſollten einſtweilen dieſes Geld vorſchießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichſam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten. Aber dieſer Vorſchlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beſchloſſen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten ſie dafür, daß man einem jeden befehlen ſolle, ſich für ſich ſelbſt auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu verſehen; ein Vorſchlag, wobei ſie ſehr gut für ſich, aber ſehr ſchlecht für die ärmeren Einwohner ſorgten, die ſich nicht einmal auf ſo viele Monate vorſehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Abſicht, dieſe Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von ſich abhängig zu machen; als ſie ſich aber nachher beſannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht reſpektiert werden dürfte, ſo fanden ſie rathſam, ſich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.[1]

Der Magiſtrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländiſche Unternehmer hatten eine anſehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche ſich glücklich durch die Kanonen der Feinde ſchlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höheren Gewinns hatte die Kaufleute zu dieſer gewagten Speculation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem

[1] A. G. d. v. N. III. 472.

der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um ſie nachher deſto theurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, daß alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. [1]

Dieſe Vernachläſſigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und alſo den äußerſten Fall im Ernſt gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen chimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine ſo wenig als die andere das ſpaniſche Joch auf ſich leiden würde. „Ein Strom, der zweitauſend vierhundert Fuß breit, und wenn er auch nur ſein eigenes Waſſer hat, über ſechzig Fuß tief iſt, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuß zu ſteigen pflegt — ein ſolcher Strom, hieß es, ſollte ſich durch ein elendes Pfahlwerk beherrſchen laſſen? Wo würde man Baumſtämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieſer Art ſollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inſeln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum ſteinerne Mauern halten, an das ſchwache Gebälke treiben und es wie Glas

[1] Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 69.

zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen; woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbeipassieren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.[1]

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formierten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinwealief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estacaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber

[1] Strada 560.

außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein länglichtes Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.[1]

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde passiert, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen

[1] Strada 560 sq. Thuan 530. Meteren XII. Buch.

Quartiere bei Calloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Dammes, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen.[1]

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscierte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Calloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte

[1] Meteren 481. Strada 564.

auf dieſe Art das Beiſpiel zweier berühmten Römer, Druſus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderſee, und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieſer Kanal, den die Armee ſeinem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erſtreckte ſich vierzehntauſend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um ſehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verſchaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen ſichern, ſondern auch einen merklich kürzern Weg zu den ſpaniſchen Quartieren, weil ſie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, ſondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überſchwemmte Land bis nach Calloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugniſſe von ganz Flandern zuſammenfloſſen, ſo ſetzte dieſer Kanal das ſpaniſche Lager mit der ganzen Provinz in Zuſammenhang. Von allen Orten und Enden ſtrömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigſte Vortheil, den der Herzog aus dieſem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, den Bau ſeiner Brücke zu vollenden. [1]

Unter dieſen Anſtalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillſtand verurſachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieſer Jahreszeit entgegengeſehen, die ſeinem angefangenen Werk höchſt verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernſthaften Angriffe auf daſſelbe deſto günſtiger ſein konnte. Aber die Kunſt ſeiner Baumeiſter entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconſequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geſchah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresfluth ſtarke Eisſchollen ſich in den Staketen verfingen, und mit heftiger

[1] Strada 565

Gewalt das Gebälke erſchütterten, aber es ſtand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß ſeine Feſtigkeit ſichtbar.

Unterdeſſen wurde in Antwerpen mit fruchtloſen Deliberationen eine koſtbare Zeit verſchwendet, und über dem Kampf der Parteien das allgemeine Beſte vernachläſſigt. Die Regierung dieſer Stadt war in allzu viele Hände vertheilt, und der ſtürmiſchen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einſicht wählen und mit Feſtigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magiſtrat, in welchem der Bürgermeiſter bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung, die Befeſtigung der Stadt, das Schiffsweſen, der Commerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen ſein wollten. Durch dieſe Menge von Sprechern, die, ſo oft es ihnen beliebte, in die Rathsverſammlung ſtürmten, und was ſie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geſchrei und ihre ſtarke Anzahl durchzuſetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathſchlagungen, und der natürliche Widerſtreit ſo entgegengeſetzter Intereſſen hielt die Ausführung jeder heilſamen Maßregel zurück. Ein ſo ſchwankendes und kraftloſes Regiment konnte ſich bei einem trotzigen Schiffsvolk und bei einer ſich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung ſetzen; daher die Befehle des Staats auch nur ſchlechte Befolgung fanden, und durch die Nachläſſigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks, mehr als einmal der entſcheidende Augenblick verloren ging. [1]

Die wenige Uebereinſtimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerſtehen wollte, würde indeſſen bei weitem nicht ſo viel geſchadet haben, wenn man nur in dem Zwecke ſelbſt vollkommen einig geweſen wäre. Aber eben darüber

[1] Meteren 484. Thuan. II. 529. Grot. 58.

waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genössen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksal. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rath eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.[1]

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im

[1] Meteren 485.

November dieſes Jahrs an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunſtgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denſelben zu vermehren. Er betrachtete ſie in dieſem Brief als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widerſetzlichkeit auf den ränkevollen Geiſt des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels ſie ſeit kurzem befreit habe. Jetzt, meinte er, ſtehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem König, der zur Verſöhnung geneigt ſei, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er ſelbſt ſich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren ſei, und den fröhlichſten Theil ſeiner Jugend zugebracht habe. Er munterte ſie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu ſenden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ ſie die billigſten Bedingungen hoffen, wenn ſie ſich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härteſten fürchten, wenn ſie es aufs Aeußerſte kommen ließen.

Dieſes Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anſtändigen und beſcheidenen Tone, und indem ſie dem perſönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſeiner wohlwollenden Geſinnungen gegen ſie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte ſie die Härte der Zeitumſtände, welche ihm nicht erlaubten, ſeinen Charakter und ſeiner Neigung gemäß gegen ſie zu verfahren. In ſeine Hände, erklärte ſie, würde ſie mit Freuden ihr Schickſal legen, wenn er unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den ſeine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt ſei der unveränderliche Rathſchluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derſelbe dem Papſte gethan habe; von dieſer Seite ſei alle ihre

Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursachen wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen. [1]

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hilfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand. [2]

[1] Thuan. II. 530. 531. Meteren 485 486.
[2] Meteren 488 u. folg. A. G. d. v. N. III. 476—491. Grot. 89.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen sein, diesem dreifachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte. [1]

[1] Strada 564. Meteren 484. Reidan. Annal. 69.

Unter dieſen Zögerungen verſtrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis ſich verlor, ſo wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernſte vorgenommen. Zwiſchen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkſtelligt wurde. Man nahm zweiunddreißig Plaiten (platte Fahrzeuge), jede ſechsundſechzig Fuß lang und zwanzig breit, und dieſe fügte man am Vorder- und Hintertheile mit ſtarken Kabeltauen und eiſernen Ketten an einander, doch ſo, daß ſie noch gegen zwanzig Fuß von einander abſtanden, und dem Strome einen freien Durchzug verſtatteten. Jede Plaite hing noch außerdem an zwei Ankertauen, ſowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Waſſer mit der Fluth ſtieg, oder mit der Ebbe ſank, nachgelaſſen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Maſtbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch wie die Staketen mit einem Geländer eingefaßt waren. Dieſe Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortſetzung ausmachten, hatte, mit dieſen zuſammengenommen, eine Länge von zweitauſend vierhundert Schritten. Dabei war dieſe furchtbare Maſchine ſo künſtlich organiſiert und ſo reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüſtet, daß ſie gleich einem lebendigen Weſen ſich ſelbſt vertheidigen, auf das Commandowort Flammen ſpeien, und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausſchütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Baſteien auf der Brücke ſelbſt, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen beſetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete nebſt vier Matroſen zu ſeiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter ſchiffen, die Mündung einer Kanone. Man

zählte in allem siebenundneunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Basteien, theils die Schiffe besetzten, und, wenn es noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreiunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Mastbäumen aneinander befestigt waren, so daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikenierer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertau, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können, daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten. [1]

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monat der Belagerung, fertig, und

[1] Strada Dec. II. L. VI. 566. 576. Meteren 482. Thuan. III. L. LXXXIII. 45. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederl. III. Bd. 497.

der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sei. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.[1]

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognoscieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und

[1] Strada 567—571. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44. 45.

er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Gehe," rief er, „und hinterbringe denen, „die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber „dabei, daß es mein fester Entschluß sei, mich entweder unter „den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese „Brücke in eure Stadt einzuziehen." [1]

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten sein. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hilfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel

[1] Strada 568.

Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch schon bereitgehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrath von Proviant in der Nähe sein sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln. [1]

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie Einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Krieg anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer. [2]

[1] Strada 573. 574. Meteren 495

[2] Meteren 495. Strada 574.

Sobald dieſer Künſtler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernſtlich gemeint ſei, und das Werk der Vollendung ſich nahe, ſo bat er ſich von dem Magiſtrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer dieſen verlangte er noch ſechzig Playten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken verſehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung geſetzt werden, und, um die Wirkung der Minenſchiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen ſollten. Aber er hatte ſich mit ſeinem Geſuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu faſſen, und ſelbſt da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerſinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand ſeinen Vorſchlag allzu koſtbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von ſiebenzig bis achtzig Tonnen, nebſt einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit dieſen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derſelben einen hohlen Kaſten von Quaderſteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Dieſen Kaſten füllte er mit ſechzig Centnern des feinſten Schießpulvers von ſeiner eigenen Erfindung, und bedeckte denſelben mit großen Grab- und Mühlſteinen, ſo ſchwer das Fahrzeug ſie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf; welches ſpitz zulief, und ſechs Schuh hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach ſelbſt wurde mit eiſernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Meſſern und andern verderblichen Werkzeugen vollgeſtopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kaſten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kaſten ſelbſt waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelaſſen, welche die

Mine anzünden sollten. Zum Ueberfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so daß sie endlich vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen. [1]

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war sich daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit

[1] Thuan. III. 46. Strada 574. 575. Meteren 596.

desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andere, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils paarweise, theils zu dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jacob Jacobson, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzu geschwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Wiederschein. Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fête als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Contrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte

nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.[1]

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sei. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das

[1] Strada 576.

ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälk ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formierte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehrern der vornehmsten Officiere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwor ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber

kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre unterſten Tiefen geſpalten und mit mauerhoher Fluth über den Damm, der ſie umgab, hinausgetrieben worden, ſo daß alle Feſtungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Waſſer ſtanden. Drei Meilen im Umkreis ſchütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüſte, an welchem das Brandſchiff ſich angehängt hatte, war nebſt einem Theil der Schiffbrücke auseinander geſprengt, zerſchmettert und mit allem, was ſich darauf befand, mit allen Maſtbäumen, Kanonen und Menſchen in die Luft geführt worden. Selbſt die ungeheuren Steinmaſſen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geſchleudert, ſo daß man nachher mehrere davon, tauſend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber ſchrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderiſche Werkzeug unter den Menſchen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten ſogar achthundert Menſchen wurden das Opfer ſeiner Wuth, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verſtümmelten oder ſonſt beſchädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengeſetzteſten Todesarten vereinigten ſich in dieſem entſetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewäſſer des Stroms verbrannt, noch andere erſtickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, dieſe unter dem Hagel der geſchleuderten Steine begraben, viele von den Meſſern und Haken zerfleiſcht, oder von den Kugeln zermalt, welche aus dem Bauch der Maſchine ſprangen. Einige, die man ohne alle ſichtbare Verletzung entſeelt fand, mußte ſchon die bloße Lufterſchütterung getödtet haben. Der Anblick, der ſich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige ſtaken zwiſchen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten ſich unter Steinmaſſen hervor, noch andere waren in den Schiffſeilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub ſich ein

herzzerschneidendes Geschrei nach Hilfe, welches aber, weil jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblick, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern, Cajetan und Guasto, sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heeres, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Officiere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der

Märkgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Officieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sei. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen![1]

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulcans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassiert sein würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hilfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten

[1] Strada 577 sq. Meteren 497. Thuan III. 47. Allg. Geschichte der vereinigten Niederl III. 497.

Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sei. Auch noch am folgenden Tage wurden keine besseren Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigsten Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundsgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurch geschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete. [1]

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hoffnung. Noch schien der

[1] Meteren 496.

ſchlimme Zuſtand ſeiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu ſein, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzuſtellen, ſo war ſchon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuſchaffen, die umgeſtürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu erſetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Arbeit nicht, und ſeinem Beiſpiel folgten alle Officiere. Der gemeine Mann, durch dieſe Popularität angefeuert, that ſein Aeußerſtes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgeſetzt unter dem beſtändigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräuſch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüſtung der Nacht wenige Spuren mehr zu ſehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergeſtellt war, ſo täuſchte doch dieſer Anblick die Kundſchafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Friſt, die Ausbeſſerung gründlich zu machen, ja, ſogar in der Structur der Brücke einige weſentliche Veränderungen anzubringen. Um ſie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, ſo daß derſelbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verluſt, welchen er an Mannſchaft erlitten, erſetzte der Herzog durch Garniſonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutſches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er beſetzte die Stellen der gebliebenen Officiere, wobei der ſpaniſche Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergeſſen wurde. [1]

Die Antwerper, nachdem ſie den glücklichen Erfolg ihres Minenſchiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder

[1] Strada 581 sq.

deſſelben eben ſo leidenſchaftlich, als ſie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten ſein Genie zu neuen Verſuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er ſie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und dieſe rüſtete er auf eine ſolche Art aus, daß ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Brücke ſchlugen, und ſolche auch wirklich zum zweitenmal auseinander ſprengten. Diesmal aber war der Wind der ſeeländiſchen Flotte entgegen, daß ſie nicht auslaufen konnte, und ſo erhielt der Herzog zum zweitenmal die nöthige Friſt, den Schaden auszubeſſern. Der Archimed von Antwerpen ließ ſich durch alle dieſe Fehlſchläge keineswegs irre machen. Er rüſtete aufs neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eiſernen Haken und ähnlichen Inſtrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, ſolche auslaufen zu laſſen, fand ſich niemand, der ſie beſteigen wollte. Der Künſtler mußte alſo darauf denken, ſeinen Maſchinen von ſelbſt eine ſolche Richtung zu geben, daß ſie auch ohne Steuermann die Mitte des Waſſers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von ſeinen Arbeitern, ein Deutſcher, verfiel hier auf eine ſonderbare Erfindung, wenn man ſie anders dem Strada[1] nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben ſo von dem Waſſer, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeſchwellt werden, und auf dieſe Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieſes Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in ſtrenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, ſondern rannte auch mit ſolcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, dieſe zu eröffnen, und ſie wirklich auseinander ſprengte. Aber alle dieſe Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil ſie auf

[1] Dec. II. L. VI. 586.

Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterſtützt wurden. Von einem neuen Minenſchiff, welches Gianibelli nach Art des erſten, das ſo gut operiert hatte, zubereitete und mit viertauſend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu ſuchen.[1]

Abgeſchreckt durch ſo viele mißlungene Verſuche, die Schifffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte ſich an das Beiſpiel der Stadt Leyden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberſchwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieſes Beiſpiel beſchloß man nachzuahmen. Zwiſchen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, ſtreckt ſich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Waſſer der Oſterſchelde geſchützt wird. Es koſtete weiter nichts, als dieſe Dämme zu ſchleifen, ſo war die ganze Ebene Meer, und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Nothfall die nämlichen Dienſte leiſtete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchſchneidet ein breiter und hoher

[1] Meteren 497.

Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Namen führt und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erſtreckt, mit deren großem Damm er ſich unweit Ordam vereinigt. Ueber dieſen Damm hinweg konnten auch bei noch ſo hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſo lange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die ſeeländiſchen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuſteigen. Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieſes vorausſah, ſo hatte er gleich bei Eröffnung der Blocade von demſelben Beſitz genommen, und keine Anſtalten geſpart, ihn bis aufs Aeußerſte zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek ſtand der Graf von Mansfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben dieſen Cowenſteiniſchen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den ſpaniſchen Magazinen zu Calloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zuſammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchſchnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerriſſen werden konnte. Auf dem Damm ſelbſt waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verſchiedene Batterien errichtet, und die tapferſten Officiere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs ſich hieher ziehen würde, ſo überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke, und entſchloß ſich, in eigener Perſon dieſen wichtigen Poſten zu vertheidigen. Jetzt alſo erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz.[1]

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und

[1] Strada 582. Thuan. III. 48.

unterhalb Lillo, den Damm durchſtochen, welcher dem brabantiſchen Ufer der Schelde folgt, und wo ſich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erſchien jetzt ein neues Element, da ſah man Fahrzeuge wimmeln und Maſtbäume ragen. Eine ſeeländiſche Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, ſchiffte in die überſchwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowenſteiniſchen Damm, jedoch ohne ihn im Ernſt anzugreifen, während daß eine andere in der Schelde ſich zeigte, und bald dieſes, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieſes Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachſamkeit erſchöpft, und durch ſo oft getäuſchte Furcht allmählig ſicher werden ſollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe verſprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterſtützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurm ſollten die Loſung ſein, daß dieſe ſich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finſtern Nacht die erwarteten Feuerſäulen wirklich über Antwerpen aufſtiegen, ſo ließ Graf Hohenlohe ſogleich fünfhundert ſeiner Truppen zwiſchen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die ſpaniſchen Wachen theils ſchlafend überfielen, theils, wo ſie ſich zur Wehr ſetzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm feſten Fuß gefaßt, und war ſchon im Begriff, die übrige Mannſchaft, zweitauſend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächſten Redouten in Bewegung kamen und, von dem ſchmalen Terrain begünſtigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geſchütz anfing, von den nächſten Batterien auf die anrückende Flotte zu ſpielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beiſtand ſich ſehen ließ, ſo wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt und von dem ſchon eroberten Damm wieder heruntergeſtürzt.

Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm. [1]

Endlich aber beschloß man einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der sechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen. [2]

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Officieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuz-Schanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum

[1] Strada 583. Meteren 498.
[2] Strada 584. Meteren 498.

Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem sie ruhte, den Namen führte; am äußersten Ende des Dammes, unweit Stabroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen.[1]

Früh Morgens, am sechzehnten Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jener furchtbaren Vulcane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dergleichen beladen waren, um sogleich, wo es noth that,

[1] Strada 582. 584.

Bruſtwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsſchiffe waren mit einer ſtarken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannſchaft beſetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete ſie, um den Damm, ſobald man im Beſitz davon ſein würde, zu durchgraben. [1]

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu erſteigen, ſo rückte die Antwerpiſche Flotte von Oſterweel herbei, und beſtürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwiſchen den zwei nächſten feindlichen Redouten eine hohe Bruſtwehr auf, welche die Feinde von einander abſchneiden und die Schanzgräber decken ſollte. Dieſe, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an, und wühlten in demſelben mit ſolcher Emſigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in kurzem mit einander verbunden zu ſehen. Aber unterdeſſen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächſten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geſchütz von der Georgs-Schanze unausgeſetzt auf die feindliche Flotte ſpielte. Eine ſchreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchſtach und die Bruſtwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht ſtören ſollte; und in dieſem kriegeriſchen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Bruſt im Waſſer, zwiſchen Todten und Sterbenden, ſetzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beſtändigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu ſehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewiſſermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, ſchien ſelbſt dieſe gemeinen Tagelöhner mit einem heroiſchen Muth zu beſeelen. Einzig nur auf das Geſchäft ihrer Hände gerichtet, ſahen ſie, hörten

[1] Strada 587 sq. Meteren 498. Thuan. III. 48.

ſie den Tod nicht, der ſie rings umgab, und fielen gleich die vorderſten Reihen, ſo drangen ſogleich die hinterſten herbei. Die eingeſchlagenen Pfähle hielten ſie ſehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche ſich mit verzweifeltem Muth durch die feindlichen Haufen ſchlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breſchen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meiſten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich ſich mehrte, und immer friſche Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, ſo entfiel dieſen tapfern Truppen der Muth, und ſie hielten für rathſam, ſich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt alſo ſahen ſich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meiſter, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze ſich erſtreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anſtand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, ſo luden ſie in der Geſchwindigkeit ein ſeeländiſches Laſtſchiff aus, und brachten die Ladung deſſelben über den Damm herüber auf ein Antwerpiſches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieſer Anblick erfüllte die geängſtigte Stadt auf einmal mit den froheſten Hoffnungen, und als wäre der Sieg ſchon erfochten, überließ man ſich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer ſich geſetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Oſterweeler Thore, um die Proviantſchiffe, welche unterwegs ſein ſollten, in Empfang zu nehmen. [1]

In der That war das Glück den Belagerten noch nie ſo günſtig geweſen, als in dieſem Augenblick. Die Feinde hatten ſich muthlos und erſchöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Poſten ſtreitig machen zu

[1] Strada 589. Meteren 498.

können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte; Gamboa, der sie commandierte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maß, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. [1]

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der

[1] Meteren 498.

hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damm her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigener Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Local des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tag ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahl-Schanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig

bedrängte, drangen dieſe mit alles niederwerfendem Ungeſtüm auf die Bruſtwehr los, welche der Feind zwiſchen St. Georg und der Pfahl-Schanze aufgethürmt hatte. Hier ſtritt der Kern der niederländiſchen Mannſchaft hinter einem wohlbefeſtigten Wall, und das Geſchütz beider Flotten deckte dieſen wichtigen Poſten. Schon machte der Herzog Anſtalt, mit ſeiner kleinen Schaar dieſen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit ſtürmender Hand in die Pfahl-Schanze eingedrungen, davon Meiſter geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Bruſtwehr im Anzuge ſeien. Vor dieſer letzten Verſchanzung ſammelte ſich alſo nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geſchah das Aeußerſte, ſowohl dieſe Baſtei zu erobern, als ſie zu vertheidigen. Die Niederländer ſprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuſchauer dieſes Kampfes zu bleiben. Alexander ſtürmte die Bruſtwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geſchahen, und fünfmal wurden ſie zurückgeſchlagen. Die Niederländer übertrafen in dieſem entſcheidenden Augenblick ſich ſelbſt; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten ſie mit dieſer Standhaftigkeit gefochten. Beſonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Verſuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, ſo warf ſich der Herzog ſelbſt, einen Wurfſpieß in der Hand, bis an die Bruſt ins Waſſer, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mansfeldiſchen, mit Hilfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Breſche in die Bruſtwehr zu machen, und, indem der eine ſich auf die Schultern des andern ſchwang, die Höhe des Walls zu erſteigen. Barthelemy Toralva, ein ſpaniſcher Hauptmann, war der Erſte, der ſich oben ſehen ließ, und faſt zu gleicher Zeit mit denſelben zeigte ſich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Bruſtwehr;

und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Officiers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.[1]

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fing an sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hilfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwert

[1] Strada 593.

des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit sammt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platz geblieben, und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen

Monstrum den stolzen Namen „Ende des Kriegs“ beigelegt, den es nachher mit der weit passendern Benennung „Verlornes Geld“ vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehilflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sei, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es. von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. [1]

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der

[1] Thuan. III. 49. Meteren 485. Strada 597 sq.

Menſchlichkeit, als daß er hätte durchgehen ſollen. Ein anderer Vorſchlag, die katholiſchen Einwohner zu verjagen, erbitterte dieſe ſo ſehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und ſo ſah ſich denn St. Aldegonde genöthigt, der ſtürmiſchen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am ſiebenzehnten Auguſt 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktieren. [1]

[1] Meteren 500. Strada 600 sq. Thuan. III. 50. Allg. Geſchichte der verein. Niederl. III. 499.